

Book Reviews

Autor(en): **Mudry, Philippe / Illhardt, Franz Josef / Nickol, Thomas**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **52 (1995)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Book Reviews

Longrigg, James: **Greek rational medicine**. Philosophy and medicine from Alcmaeon to the Alexandrians. London [etc.], Routledge, 1993. IX, 296 p. £ 35.–. ISBN 0-415-02594-X.

Il y a longtemps que nous attendions un livre comme celui que nous offre aujourd'hui le prof. Longrigg. Un livre qui présente de façon synthétique les relations étroites et nécessaires qui ont été celles de la philosophie et de la médecine dans l'Antiquité grecque. Ce sujet a suscité depuis bien longtemps une abondante littérature, livres et articles, mais toujours centrée sur des aspects particuliers ou des périodes plus restreintes. Nous ne disposons pas d'une synthèse, dans laquelle l'auteur présente un tableau d'ensemble des concepts philosophiques qui ont induit l'histoire des doctrines médicales de l'Antiquité.

Il ne s'agit pas d'une histoire globale de la médecine: la clinique (sémiotique, pronostic, thérapeutique) en est évidemment absente. Mais, conformément à ce que fait entendre le titre, depuis les philosophes présocratiques jusqu'aux médecins alexandrins Hérophile et Erasistrate, en passant par Hippocrate, Platon, Aristote, Dioclès et Praxagore, l'auteur évoque la naissance, dégage l'origine, retrace l'histoire de ces concepts, leur influence dans l'éclosion et le développement de la pensée médicale. Il les met en perspective, montre que si la philosophie a influencé la médecine, cette influence s'est également exercée dans le sens médecine philosophie, de sorte que, à cet égard tout au moins, les deux disciplines n'en ont souvent fait qu'une.

Une telle entreprise suppose de la part de son auteur une longue fréquentation et une méditation patiente des textes philosophiques et médicaux de la Grèce. Mais elle exige aussi qu'il domine la littérature critique moderne que ces problèmes ont suscitée. L'auteur a magistralement réussi dans cette double exigence. Et lorsque dans sa préface il semble comme s'excuser du fait que son livre ne contiendrait guère de nouveauté, nous ne pouvons le suivre.

Ce livre est nouveau parce qu'il présente pour la première fois une synthèse élaborée avec rigueur, solidement étayée, riche de perspectives stimulantes et donc infiniment précieuse, de ce qui constitue un aspect primordial dans l'histoire non seulement de la médecine, mais de la pensée grecque en général. Il est nouveau parce que l'auteur ne se limite pas à présenter les différentes notions et doctrines, ce qui constituerait déjà un ouvrage appréciable et utile, mais qu'il confronte et discute à leur sujet les travaux des savants modernes pour souvent prendre parti de façon originale et convaincante.

Dernier trait enfin qui, s'il n'est pas du registre de la nouveauté à proprement parler, relève aujourd'hui en tout cas d'une certaine rareté: ce livre si érudit est écrit dans une langue limpide, vive, dénuée de toute affectation jargonnante. Les non-anglophones en sauront encore davantage gré à l'auteur.

Des notes judicieuses sont groupées en fin de volume. S'y ajoutent des index (général, des passages cités) et une bibliographie à laquelle nous ne reprocherons que quelques bévues orthographiques affectant les références en français.

Philippe Mudry

Guitton, Jean; Bogdanov, Grichka und Igor: **Gott und die Wissenschaft**. Auf dem Weg zum Metarealismus. München, Artemis & Winkler, 1993. 180 S. SFr. 29.80. ISBN 3-7608-1900-1.

Zunächst muss man bei diesem Buch zwei Barrieren überwinden. 1. den Titel. Es geht nicht um «Gott und die Wissenschaft», sondern um die Gotteserkenntnis unter der Bedingung der kosmologischen Fakten, welche die moderne Physik liefert. 2. Wir erfahren nichts (ausser einigen Bemerkungen im Vorwort) über die – auch soziale – Wissensorganisation oder gar darüber, warum die modernen Wissenschaften das Dogma vom methodischen Atheismus voraussetzen.

Stattdessen – aber das sehr gelungen – steigen wir ein in eine klare und kenntnisreiche Diskussion des Philosophen Jean Guitton mit den Physikern Grichka und Igor Bogdanov. Ihnen geht es um den Nachweis, dass man alle physikalischen Fakten nur unter der Voraussetzung eines bewussten Planes vom Universum verstehen kann. Anders als in religiös orientierter Kosmologie wird nicht versucht, ein Wesen «Gott» nachzuweisen, das alles verursacht hat. Das Wesen «Gott» gilt als eine Art «kontinuierliches Grundgewebe» (S. 56), das Nukleares, Atomares, Molekulares und Biologisches miteinander verbindet. «Welche Art Wechselbeziehung besteht denn zwischen ... [den] Teilchen? Tauschen sie so etwas wie ein Signal aus? Schöpfen sie direkt aus dem Netz des Quantenfeldes die Information, die geeignet ist, ihr Verhalten zu lenken?» (S. 108). Z.B. das Pendel des Léon Foucault (S. 141) zeigt mit seinen verschiedenen Schwingungsebenen genau diese hintergründige Allgegenwart auch jener Gravitationsfelder, die von den entferntesten Galaxien ausgehen.

Eine wichtige Rolle spielt in den Diskussionen auch die Chaos-Theorie: Chaos kann nur dann verstanden werden, wenn man die Produktion von Ordnung als Sinn der Unordnung begreift. Fazit dieser und anderer Diskussionsgänge: (nicht eine neue Meta-Physik, sondern) Meta-Realismus, also Realismus, der seine Unschärferelationen kennt und «stehen lassen kann».

Wenn dieses Buch nicht in der ausweglosen scholastischen Frage nach dem «credo quia intelligam», «credo ut intelligam» oder gar «credo quia absurdum» endet, dann deswegen, weil es 1) nicht um das Glauben geht und 2) Gott nicht als Drahtzieher von etwas gesehen wird, sondern als die Möglichkeit, die *in* den Dingen steckt. Zurück zum Anfang des Buches: Gott wird am Ende eines Diskussionsabschnitts über die Aporie, Zeit beim Entstehen des Universums zu denken, nicht als Zeit-Erschaffer gedacht, der gleichsam hinter der «Planckschen Mauer» (10^{-43} Sekunden nach dem Urknall) steht. Vielmehr: «Er ist die Zeit selbst» (S. 36).

Hier bewahrheitet sich die Konzeption des Buches jedoch voll: Wenn jetzt eine Sozialgeschichte der wissenschaftlich-kosmologischen Ideen und Mentalitäten folgen würde, dann würde wohl der intellektuelle Unfug einer «Kosmologie ohne Gott» auffallen. Das Buch macht gespannt darauf.

Franz Josef Illhardt

Bleker, Johanna; Jachertz, Norbert (Hrsg.): **Medizin im «Dritten Reich»**. 2. erweiterte Aufl. Köln, Deutscher Ärzte-Verlag, 1993. 244 S. Ill. DM 39.80. ISBN 3-7691-0262-2.

Das Deutsche Ärzteblatt begann 1988 mit der Veröffentlichung einer Reihe von Artikeln ausgewiesener Medizinhistoriker zur Medizin im Nationalsozialismus, welche eine kontroverse Diskussion in weiten Teilen der deutschen Ärzteschaft anregte. Die auf dieser Serie beruhende Buchausgabe von 1989 war gleichzeitig ein gewisses Résumé des damaligen Forschungsstandes.

Die Diskrepanz zwischen den auf bestimmte Aspekte (Rassentheorie im weiteren Sinne, Eugenik, Euthanasie, verbrecherische Menschenversuche) konzentrierten Untersuchungen und dem im Titel formulierten Anspruch, die Medizin im Nationalsozialismus schlechthin zu charakterisieren, hatte Kudlien schon in der ersten Auflage herausgestellt. Die in der 2. Auflage hinzugekommenen Artikel korrespondieren mit seinen Anregungen zur weiteren Forschung. Hervorzuheben sind die Beiträge von den Bussches zur ärztlichen Ausbildung und medizinischen Studienreform im Nationalsozialismus, von Thomann zum medizinischen Verlag J. F. Lehmanns und von Knödler zur medizinischen Versorgung der Stuttgarter Bevölkerung in der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Wenn letztere Untersuchung im Vergleich zu den meisten anderen auch wenig aufsehenerregend erscheint, gibt sie doch einen Ausschnitt des (medizinischen) Alltags wieder, welcher in die historische Reflexion der Zeit des Nationalsozialismus einbezogen werden sollte. Ein Zeitdokument für sich ist die Auswertung der Leserreaktionen auf die Artikelserie im Deutschen Ärzteblatt, mit welcher Bleker und Schmiedebach die Verbindung zu den ethischen Themen der Medizin der Gegenwart herstellen.

Die Benutzung der neuen Auflage wird durch ein Personen- und ein Orts- und Sachverzeichnis erleichtert. Im aktualisierten Verzeichnis der weiterführenden Literatur vermisst man einige ostdeutsche Veröffentlichungen, mit denen das Themenspektrum sinnvoll hätte ergänzt werden können. Es bleibt zu hoffen, dass dieses Buch nicht nur das Interesse der Ärzte an einer Auseinandersetzung mit der Medizin im Nationalsozialismus wachhält, sondern dass auch die Medizinhistoriker bemüht bleiben, die von Kudlien bezeichneten Forschungsdefizite zu beseitigen.

Thomas Nickol

Aird, Robert B.: **Foundations of modern neurology**. A century of progress. New York, Raven Press, cop. 1994. XIII, (2), 299 p. \$ 107.50. ISBN 0-7817-0112-0.

Das Buch von Aird über die Neurologie der dreissiger bis sechziger Jahre ist eine Zusammenstellung kurzer Skizzen der Biographie und des Werks hervorragender Neurologen und Forscher in angrenzenden Fächern, von denen er als Direktor des Departements für Neurologie in San Francisco (seit 1947) die meisten persönlich gekannt hat. Seine Erinnerungen an sie hat er in 18 Kapitel gegliedert, zum Beispiel «Der Aufschwung der Neurophysiologie», «Neurogenetik», «Traditionen neurologischen Lehrens», in denen jeweils mehrere Forscher in grössere Zusammenhänge eingeordnet werden. Aird erzählt immer wieder unbekümmert frisch von der Leber weg, wobei den Familienausflügen mit befreundeten Professoren gradesoviel Raum gewährt wird wie ihren nobelpreisträchtigen Werken. Dabei finden sich aber wertvolle Informationen, die zum Verständnis der Geschichte der Neurologie in den USA sehr

viel beitragen. Die Auswahl der Protagonisten erscheint etwas einseitig: von den 100 dargestellten Wissenschaftlern sind die Mehrzahl Amerikaner, und die Hälfte der Europäer sind Briten. Die grosse Tradition der neurologischen Wissenschaften in deutscher Sprache wird kaum beachtet, und manche Äusserungen des Autors über medizinhistorische Entwicklungen sollten nicht allzu ernst genommen werden, zum Beispiel seine Ansicht vom Ursprung der Neuropsychiatrie aus Freuds Psychoanalyse. Dennoch möchte der Referent das Buch durchaus nicht missen und empfiehlt es allen, die an der Geschichte der Neurologie im 20. Jahrhundert interessiert sind.

Hansruedi Isler

The Empire of Chance. How probability changed science and everyday life. By Gerd Gigerenzer [et al.] Cambridge [etc.], Cambridge University Press, 1989; repr. 1990, 1991. XVII, 340 p. (Ideas in context). £ 12.95; \$ 16.95 (paperback). ISBN 0-521-39838-X.

Das Buch schliesst mit den Worten: «The story of probability and statistics is one of the domestication of unpredictable Fortuna. But it has nonetheless been a story full of wonders, and the only prediction we can make with certainty is that it will continue to be so.» – Das primäre Ziel der Autoren ist indessen nicht eine Darstellung der Entwicklung der mathematischen Seite von Wahrscheinlichkeitsrechnung und Statistik, sondern zu zeigen, wie die Stochastik unsere Vorstellungen von Natur und Gesellschaft, unsere Psychologie und unser «Lebensgefühl» verändert hat. Doch «the mathematical tool shaped, but was also shaped by, its objects.» Und so erfährt der Leser eben trotzdem eine ganze Menge über die Entwicklung der Wahrscheinlichkeitsrechnung und der auf ihr fussenden mathematischen Statistik.

Schon die ersten beiden Kapitel – «Classical probabilities» und «Statistical probabilities» – zeigen, wie sich die Autoren bemühen, einerseits umfassende Überblicke zu geben, andererseits so verständlich wie möglich zu schreiben. Diese Qualitäten zeichnen auch die folgenden Kapitel aus, in denen nun in besonderem Masse auf die Anwendungen eingegangen wird: «The inference experts» zeigt, wie R. A. Fisher und – zum Teil kontrovers dazu – E. S. Pearson und J. Neyman statistische Schlussweisen entwickelt haben; «Chance and life» führt dem Leser unter vielem anderen die Anwendungen in der Genetik vor. Ein besonders interessantes Kapitel stellt «The probabilistic revolution in physics» dar, wo sehr schön gezeigt wird, wie die Stochastik hier zunächst eine Art «Aushilfsrolle» spielt, um summarische Betrachtungen zu ermöglichen, dann aber in der Quantenphysik zu ganz grundsätzlicher Bedeutung gelangt. Mit «Statistics of the mind», «Numbers rule the world» und «The implications of chance» schliesst das anregend und sorgfältig geschriebene Buch, und der Leser wird dem Schlusssatz, den wir oben zitiert haben, gerne zustimmen, selbst wenn er vielleicht gelegentlich die eine oder andere Einzelheit vermisst hat.

Robert Ineichen

Dugo, Franciscus Prosper: **Fons Aquae Bonae. Dass ist Kurtzer Bericht von dem Bad zu Bonn und seiner Würckung ... 1662.** Nachdruck der Originalausgabe mit einem Kommentar von Urs Boschung und Hermann Schöpfer, hrsg. vom Deutschen Geschichtsforschenden Verein des Kantons Freiburg. Freiburg/Schweiz, 1993. 69 S. (Kommentar-Bd.); 8, 110, 5 S., 1Bl. (Faks. Bd.). Ill. SFr. 60.–. Zu beziehen bei der Kantons- und Universitätsbibliothek, J. Piller-Str. 2, CH-1700 Freiburg.

Von Montaigne bis Goethe, und darüber hinaus, hatte die Bäderheilkunde ihre unterschiedenen Befürworter. Ein kluger ärztlicher Ratgeber für kultivierte Patienten war der Freiburger Stadtarzt Franz Prosper Dugo (1615–1686), dessen deutsch verfasstes Badebüchlein von 1662 in einer köstlichen Faksimile-Ausgabe vom Geschichtsforschenden Verein des Kantons Freiburg wiedererweckt wurde: eine authentische medizinische Begleitung in das Kurleben eines im Schiftenensee versunkenen einstigen Heilbades am Saaneufer. Die bibliophile Kostbarkeit erhält ein besonderes medizinisches (Boschung) und landeshistorisches Interesse (Schöpfer) durch seinen reich illustrierten Kommentarband. Urs Boschung hat Dugos literarische Quellen erschlossen bis zur Quellenphysik von Aristoteles, seine Verordnungen und Rezepte erläutert und alles in einen kulturhistorischen Rahmen gestellt, der den Leser nach einer fast nostalgischen 17. Jahrhundert-Lektüre in die Feinheit aktueller Medizin-Geschichtsschreibung zurückholt. Erfreulich, dass dieses Werk, das dem Arzt mehr als eine gewinnbringende Mussestunde verspricht, im Handel erworben werden kann, zur Bereicherung der ärztlichen Bibliothek und zu balneologischer Anregung. Wie sagt Dugo (*Fons Aquae Bonae*, p. 2): «Das Bad ist ein Artzney deß ganzen Leibs».

Gerhard Rudolph

Actas del IX Congreso Nacional de Historia de la Medicina, Zaragoza, 21, 22 y 23 de septiembre de 1989. Zaragoza, Universidad de Zaragoza, 1991. 4 vols. ISBN 84-7733-285-1.

Plus de 160 communications et conférences prononcées pendant le congrès national (et triennal semble-t-il) d'histoire de la médecine, tenu à Saragosse en 1989: voilà qui témoigne en premier lieu de la vitalité de l'histoire de la médecine dans ce pays aujourd'hui. Le fait de leur publication en quelque 1560 denses pages témoigne de son côté d'un courage certain de la part des éditeurs. Et enfin, devoir en rendre compte sur quelques lignes relève de l'héroïsme ou de l'inconscience, dira-t-on. A défaut de relever une telle gageure, je m'empresse de prosaïquement souligner la valeur et l'intérêt de l'entreprise, ne serait-ce que parce qu'elle provient d'un pays et d'une langue beaucoup trop négligés dans le débat actuel. Certes, en Espagne comme partout ailleurs, et un certain nombre d'études ici réunies en atteste, on fait appel aux démarches traditionnelles d'histoire des idées médicales et des grands personnages, ou encore aux études que d'aucuns rangeraient dédaigneusement dans la catégorie de l'histoire locale, mais qui, bien comprises, peuvent faire le lit de belles réflexions sur l'histoire des mentalités ou la microhistoire par exemple. On sait aussi s'intéresser – et de façon prépondérante, selon la répartition qui apparaît à l'intérieur de ces volumes – aux domaines plus «pointus» de l'histoire de la médecine: histoire sociale et professionnelle, histoire anthropologique du corps, paléopathologie, relations entre médecine et littérature. Sur le plan du contenu, il faut noter l'importance quantitative

des recherches sur l'histoire de l'hygiène publique au sens large (épidémies, médecine légale, vaccination, hydrologie, etc.) ainsi que la présence d'études bibliographiques détaillées (analyses de bibliothèques, études sur la presse et les publications scientifiques, sur les traductions d'œuvres médicales, sur la circulation des livres), ces deux problématiques correspondant à deux des «thèmes» proposés lors du congrès. Les quatre volumes viennent donc fort à propos attester qu'il se passe outre Pyrénées des histoires de la médecine dignes de comparaisons et de dialogues avec les nôtres, et, de plus, fortes d'une longue et digne tradition. La présence de P. Laín Entralgo lui-même, père ou grand-père spirituel de la plupart des participants, et qui prononçait la conférence de clôture de ce congrès national, suffirait à nous le rappeler. Elle s'intitulait on ne peut plus justement: «Le futur d'un vieil Espagnol en activité».

Vincent Barras

Seidler, Eduard: **Die Medizinische Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau.** Grundlagen und Entwicklungen. Berlin [etc.], Springer-Verlag, 1991. XV, 618 S. Ill. DM 98.-. ISBN 3-540-53978-6.

Was soll uns eine Fakultäts-Geschichte bieten? Zunächst wohl soll sie zeigen, wie diese Körperschaft im Wandel der Zeit ihre Aufgabe, Ärzte zu bilden, erfüllte; sie soll ferner die Persönlichkeiten vorstellen, die der Fakultät Leben verliehen, und sie soll uns wissen lassen, was diese Männer – die Frauen sind ja erst im Kommen – zum Wachstum der Wissenschaft beitrugen. Erfasst werden müssen auch die politischen und sozialen Voraussetzungen des Geschehens sowie der Einfluss des Zeitgeistes.

All das bietet Seidlers Buch in bester Ausführung, gründlich und doch flüssig geschrieben, mit sicher gesetzten Akzenten. Die Darstellung geht bis in die Gegenwart, wo – unter der Wirkung lustvoll perfektionierter staatlicher Reglementierung – das zuvor in eigener Verantwortung handelnde Gremium zur «verwalteten Fakultät» geworden ist.

Doch Eduard Seidler gibt uns weit mehr. Der vierte Teil seines Werkes, der die Epoche 1914–1945 behandelt, ist ein herausragender Beitrag zur Zeitgeschichte – spannend, ja ergreifend. Die Medizinische Fakultät von Freiburg wird hier zum gültigen Beispiel für die deutsche Tragödie jener drei Jahrzehnte, zum Teil auch für die jüdische Tragödie. 1914 kriegsbegeistert, dann in «streng konservativer bis politisch irrationaler Grundeinstellung» die demokratische Weimarer Republik ablehnend, steht 1933 die Fakultät hilflos Hitler gegenüber. Am 15. April übernimmt der Anatom Wilhelm von Möllendorff sein Amt als Rektor der Universität; wegen seiner «unzeitgemässen liberalen Anschauungen» öffentlich angeprangert, legt er es nach sechs Tagen schon nieder. An seine Stelle tritt der Philosoph Martin Heidegger und fordert nun seine Dozenten auf, «aktiv und führend an der geistigen Umstellung des jungen Deutschland sich zu beteiligen». Ein Jahr später tritt auch er, inzwischen ernüchtert, zurück.

Im April 1933 begann auch schon die Entlassung der jüdischen Professoren und Assistenten. Unter den Freiburger Medizinern betraf sie namentlich den international angesehenen Internisten und Stoffwechselforscher Siegfried Thannhauser sowie seinen Assistenten Hans Krebs, den Biochemiker und späteren Nobelpreisträger. Die «arischen» Fakultätsmitglieder standen diesen unerhörten Ein- und Übergriffen des

NS-Regimes anscheinend etwa so gegenüber wie einem plötzlichen Hagelwetter: staunend, sprachlos, resigniert.

Ein besonderes Verdienst Seidlers ist es, den «Schicksalen der Betroffenen» ein eigenes Kapitel zu widmen. Erschüttert lesen wir, wie Professor Thannhauser, Frontkämpfer des ersten Weltkrieges, die für ihn unfassbare Demütigung durchlebte. Zum erlittenen Unrecht hinzu kam die niederschmetternde Erfahrung, von Freunden und Kollegen verlassen zu werden. Nur einige wenige nahmen am Bahnhof von ihm Abschied, als er im Frühjahr 1935 die Reise ins Exil antrat. «In jener Nacht wurde es mir klar, dass Christus ein Jude war», schrieb er später.

Seidler klagt nicht an, und er beschönigt nicht. Was er in den nur unvollständig erhaltenen Quellen finden konnte, teilt er mit; in strittigen Punkten ist sein Urteil ruhig und klar. Der Fakultät bescheinigt er das «Bemühen, ohne grosses Aufsehen einigermassen anständig zu überleben».

Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs machte eine Katastrophe ganz anderer Art der Freiburger Medizin das Überleben materiell fast unmöglich: das verheerende Bombardement vom 27. November 1944, das den Grossteil ihrer Kliniken und Institute in Schutt und Asche legte. Doch die Fakultät beschloss zu überleben, den schier unüberwindbaren Schwierigkeiten zum Trotz.

Und in der Geschichte dieser seiner Fakultät erweist sich Eduard Seidler als Historiker von Format.

Huldrych M. Koelbing

Bernabeu Mestre, Josep; Olagüe de Ros, Guillermo; Peiró Cabrera, Gloria: **Catàleg del fons científic (segles XVI/XVIII) de la biblioteca «Fernando de Loaces», Oriola.** Valencia, Edicions Alfons el Magnànim, 1991. 417 p. (Ciència, 5). ISBN 84-7822-041-0.

Un catalogue en catalan, pour le plaisir des jolis sons et pour recenser les publications scientifiques du XVI^e au XVIII^e siècle recueillies dans la section «sciences et arts» de la bibliothèque publique municipale de la ville d'Oriola. Il s'agit là d'une des bibliothèques les plus importantes de la province de Valence, et qui contient environ douze mille ouvrages datant de la période citée. L'histoire explique bien sûr la richesse particulière d'une telle collection: les fonds des bibliothèques de divers couvents de la région (d'où le fait que la majorité des ouvrages soient de théologie) furent peu à peu réunis pour constituer la substance de la bibliothèque de l'ancienne *Universidad de Orihuela* (en activité jusqu'au début du siècle dernier). Un millier d'œuvres scientifiques et médicales sont ici recensées (de Bonaventure Abat à Theodor Zwinger). Leur liste constitue d'une certaine manière le condensé d'une certaine culture scientifique de l'époque (dans notre cas, orientée théologiquement de façon spécifique, vu l'origine des fonds: Aristote et ses commentateurs abondent), ce qui en justifie déjà la publication. Présentation des livres selon les meilleurs critères, multiples index (auteurs, commentateurs et traducteurs; lieux d'impression; éditeurs, imprimeurs, libraires), ainsi qu'une introduction fort érudite sur l'histoire de ces collections destinent cet ouvrage autant aux bibliothèques spécialisées qu'aux historiens du livre et de la circulation des idées scientifiques.

Vincent Barras

Barona Vilar, Josep Lluís: **La doctrina y el laboratorio. Fisiología y experimentación en la sociedad española del siglo XIX.** Madrid, Consejo superior de investigaciones científicas, 1992. IX, 323 p. (Estudios sobre la ciencia, 16). ISBN 84-00-07221-9.

Als Resultat über zehnjähriger Forschung und Auseinandersetzung mit dem Thema legt der Autor eine sorgfältig redigierte Monografie zur Geschichte der Physiologie in Spanien im 19. Jahrhundert vor. Schon in der rund 20 Seiten umfassenden Einleitung zum Thema zeigt sich die Fähigkeit des Autors, grosse Zusammenhänge einleuchtend und gut lesbar darzustellen.

Mit ausführlichem statistischem Material wird dargelegt, wie die Physiologie als Grundlagenwissenschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in den medizinischen Publikationen lediglich einen geringen Stellenwert einnahm. Als wichtige Persönlichkeiten werden Juan Vicente Carrasco (*Compendio de fisiología o conocimiento del hombre físico y vital*, 1817, Madrid) und Juan Mosácula Cabrera (*Elementos de fisiología especial o humana*, 1830, Madrid) mit ihren Hauptwerken und ihren wissenschaftlichen Thesen ausführlich dargestellt.

Der Beginn der zweiten Hälfte des Jahrhunderts steht unter dem Einfluss von Claude Bernard. Schwerpunktmässig werden Juan Magaz y Jaime (*Tratado elemental de fisiología humana*, 1869, Barcelona) und Gabriel Usera y Alarcón in ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit vorgestellt, wobei für letzteren der Begriff der Vitalkraft wichtig war, die er mit Kontraktilität gleichsetzt.

Hervorragender Physiologe des ausgehenden Jahrhunderts war José Gómez Ocaña (*Fisiología humana teórica y experimental*, 1896, Madrid), der als Mitorganisator internationaler Kongresse ein äusserst aktiver Lehrer und Forscher war und dessen Grundlagenwerk in eindrücklicher Weise das ganze breite Spektrum der modernen Physiologie abdeckt.

Nach einem Kapitel über die Geschichte der katalanischen Physiologie schliesst das Buch mit einer ausführlichen Würdigung von Juan Negrín López, der – aus Las Palmas stammend, nach Studien, Doktorat im Alter von 20 Jahren und Lehrtätigkeit in Leipzig – als sprachbegabter Wissenschaftler den Schritt zur kontinentalen Öffnung vollzog und der später die Leitung einer Forschergruppe am neu gegründeten Laboratorio de Fisiología General in Madrid übernahm (1916).

Die Monografie überzeugt durch gute Lesbarkeit und die aussergewöhnliche Begabung des Autors, Tendenzen und Schwerpunkte klar herausarbeiten und darstellen zu können.

Hans Urs Keller-Schnider

Galenus latinus II: Burgundio of Pisa's translation of Galen's Peri tōn peponthotōn topōn, «De interioribus». Ed. with introd. and indices by Richard J. Durling. Stuttgart, Steiner, 1992. 2 vols. (Ars Medica, II, 6/2A, 6/2B). DM 178.–. ISBN 3-515-04363-2.

Après le *De complexionibus*, paru en 1976, Richard J. Durling nous offre un deuxième volume du *Galenus Latinus*, avec le *De interioribus* dont la traduction est également due à Burgundio de Pise (1110–1193). Il est probable que le titre original de cette version gréco-latine du *Peri tōn peponthotōn topōn* était *De dignotione* [ou *De notitia*] *locorum patientium*, mais celui de la version arabo-latine anonyme, *De interioribus*, lui fut rapidement préféré ou adjoint. Conservée dans cinq manuscrits datant du XIV^e

siècle, la traduction de Burgundio n'atteignit pas, en effet, le succès de la version arabo-latine; les deux donnèrent lieu à une sorte de texte hybride, composé par Taddeo Alderotti dans la seconde moitié du XIII^e siècle, souvent transcrit, et publié par Diomedes Bonardus en son édition de Venise, 1490.

Alors que l'ouvrage galénique sur la pathologie interne formait l'une des autorités majeures de l'enseignement médical médiéval, la préférence donnée à la version arabo-latine s'explique aisément. L'extrême fidélité de Burgundio à l'égard de l'original a pour corollaire la multiplication de transcriptions de mots grecs, accompagnés ou non de gloses explicatives. Si certains emprunts au grec témoignent de l'absence d'équivalents latins, comme *pericardium id est tunica circa cor*, d'autres, comme *nefroi id est renes* ne trouvent guère de justification. Ainsi que le remarque Richard J. Durling dans l'étude du vocabulaire scientifique présentée en introduction, un mot d'origine arabe *machmon* (pour *maimun*) sert à traduire *pithèkos* (le singe). Trois autres exemples pourraient être cités: *azurus* glosant *kyanum*, *sumac* traduisant *rous* et *muza* (pour [tuffāḥa] *muzza* = grenade) explicitant *mala granata*.

Sur les dix-neuf manuscrits grecs existants – pour la plupart postérieurs à l'époque de Burgundio – celui qui a servi de modèle au traducteur a pu être identifié et des notes de sa main reconnues. Il s'agit du manuscrit de Florence, Bibl. Laur., plut. 74.30, datant du XII^e siècle. Les cinq manuscrits latins conservés dérivent tous d'un même archétype fautif; aucun n'est la copie d'un autre, mais deux groupes de deux issus d'un modèle identique ont pu être relevés. Le manuscrit pris pour base de l'édition est l'exemplaire conservé à Erfurt, Amplon. F 278. L'édition des six livres du *De interioribus* est présentée dans un premier volume, comprenant aussi l'introduction, tandis qu'un second volume offre apparats critiques et index. Avant un «Apparatus Latino-Graecus», qui fournit les variantes des manuscrits latins, nous est présenté un «Apparatus Graeco-latinus» mettant le texte latin en référence avec la tradition manuscrite grecque, illustrée par cinq exemplaires, en priorité le plut. 74.30. Ces apparats sont effectués avec la plus grande rigueur et clarté, mais une astuce typographique permettant de mieux distinguer les numéros des pages des numéros des lignes en aurait facilité la consultation. Inutile de préciser que l'index grec-latin et l'index latin-grec sont des plus précieux, autant pour l'accès au texte que pour l'étude du vocabulaire.

Avec ce deuxième volume de la série *Galenus Latinus*, les historiens de la médecine antique et médiévale sont à nouveau redevables envers Richard J. Durling d'un irremplaçable instrument de travail. Ils ne peuvent que lui témoigner leur reconnaissance.

Danielle Jacquart

Curing and insuring. Essays on illness in past times: the Netherlands, Belgium, England and Italy, 16th–20th centuries. Proceedings of the Conference **Illness and History**, Rotterdam, 16 November 1990. Ed. by Hans Binneveld and Rudolf Dekker. Hilversum, Verloren, 1993. 222 p. (Publikaties van de Faculteit der Historische en Kunstwetenschappen, IX). Hfl. 43.–. ISBN 90-6550-408-7.

Der vorliegende Band enthält sechzehn Vorträge der Konferenz zum Thema «Illness and History», die am 16. November 1990 an der Erasmus Universität in Rotterdam abgehalten wurde. Der Grossteil der Beiträge betrifft die Niederlande, wobei

das zeitliche Spektrum sich auf eine so grosse Zeitspanne wie die vom 16. bis zum 20. Jahrhundert erstreckt. Das Schwergewicht der Konferenz lag bei den sozialen Aspekten der Medizingeschichte, auch kamen Fragen unorthodoxer Medizin zum Zuge, wie sie durch Hexen und Wunderheiler verkörpert wurde.

Aufgrund von Archivforschungen zur Florentiner Pest von 1630–33 deckt Giulia Calvi die sozialen Implikationen auf, die sich für einen mit der Pest infizierten Patienten ergaben. Die behördlich geforderte Aufnahme in einen «Lazzaretto» kam dem sicheren Tode gleich, und einer solchen wusste man sich durch verschiedene Massnahmen wie z.B. dem Bestechen des Arztes oder dem Vorschützen von Schwangerschaft zu entziehen. Demgegenüber analysiert Leo Noordegraaf die Haltung des niederländischen Calvinismus gegenüber der Pest im 17. Jahrhundert. Die Frage, ob der Seuche zu entfliehen oder ob diese überhaupt zu behandeln sei, wurde von theologischer Seite her entschieden. Mit dem Nachlassen der Hexenverfolgung und dem Rückgang des Glaubens an Verhexung als Krankheitsursache verlor sich auch ein eigentlicher Berufszweig, nämlich derjenige der «cunning men» oder Lachsner, wie sie bei uns genannt wurden, die durch Beschwörungen und einen Gegenzauber einen Bann zu lösen wussten. Hans de Waardt versucht nachzuweisen, wie sich solche Personen in der Volksachtung allmählich zu Wunderheilern wandelten. Geschürt durch feministische Anschauungen stellten Barbara Ehrenreich und Deirdre English 1973 in ihrer Publikation «Witches, midwives and nurses. A history of women healers» die These auf, die verbrannten Hexen seien ausnahmslos weise und heilkundige Frauen gewesen, die wegen ihres lästigen Wissens aus dem Wege geräumt wurden. Willem de Blécourt versucht nun, zumindestens für die Niederlande, diesen «Mythos», wie er ihn nennt, abgestützt auf Prozessakten zu widerlegen. Die übrigen Beiträge behandeln vorwiegend Fragen der Gesundheitsfürsorge, so die für das wasserreiche Holland typische Sorge um Ertrunkene und deren Angehörige, das Gesundheitswesen des aufgeklärten England und für das 19. und 20. Jahrhundert die Rolle des Staates und seiner Institutionen für die allgemeine Gesundheit.

Urs Leo Gantenbein

Messengers of mathematics: European mathematical journals (1800–1946). Ed. by Elena Ausejo, Mariano Hormi3n. Madrid, Siglo XXI de Espa3a Editores, 1993. XXIV, 297 p., Tab. (Coll. Ciencia) ISBN 84-323-0802-1.

Die Bedeutung der mathematischen Fachzeitschriften für den wissenschaftlichen Austausch innerhalb der heutigen mathematischen Gemeinschaft ist unbestritten. Trotzdem existiert bis jetzt keine umfassende monographische Gesamtstudie über die Entwicklung der mathematischen Zeitschriften, und die vorhandenen Detailstudien zu diesem Thema sind im allgemeinen kaum bekannt und zudem meist auf eine einzige Zeitschrift beschränkt. Die von Elena Ausejo und Mariano Hormig3n herausgegebene Artikelsammlung, die auf einem im September 1991 in Zaragoza abgehaltenen Symposium beruht, fällt deshalb in eine bereits seit längerem bestehende Forschungslücke. Behandelt werden in einer ersten Gruppe von Beiträgen zunächst einige wegberreitende einflussreiche Journale wie die *Annales de Mathématiques pures et appliquées* von Gergonne (J. Dhombres und M. Otero), die *Rendiconti del Circolo Matematico di Palermo* von Guccia (A. Brigaglia), der *Progreso Matemático* von Gal-

deano (M. Hormigón) als auch die Schriften der Internationalen Mathematischen Unterrichtskommission (I. Grattan-Guinness).

Einen weiteren Schwerpunkt des Bandes bilden eine Reihe von Artikeln über die nationalen mathematischen Gesellschaften und deren Zeitschriften. H. Gispert gibt einen detaillierten Überblick zum mathematischen Leben in Frankreich von 1870 bis 1914 und den damaligen französischen Zeitschriften, E. Ausejo und A. Millán würdigen die Spanische Mathematische Gesellschaft und deren Zeitschriften, J. Llombart die mathematischen Journale des Baskenlandes im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, L. Nurzia die italienische Zeitschrift *Periodico di Matematica* von deren Gründung im Jahr 1886 bis zum Jahr 1946, L. Novy das tschechische Journal *Casopis ceskych matematiku* und S. Demidov die russische Revue *Matematicheskii Sbornik* von 1866 bis 1935. Den Abschluss des Bandes bilden drei weitere Artikel, die wirkungsgeschichtliche oder historiographische Fragen behandeln anhand des *Memorial de Ingenieros*, der *Crónica Científica* und des *Bollettino di Bibliografia e Storia delle Scienze matematiche* von Loria.

Der äusserst inhaltsreiche Band besitzt eine Fülle von gelegentlich leider etwas mangelhaft dokumentierten Angaben, die wegen des Fehlens eines Sachregisters für den Benutzer nur mühsam erschliessbar sind. Zu bedauern ist auch, dass kein einziger Artikel den einflussreichen deutschen Journalen und den mathematischen Referateorganen (Jahrbuch, Zentralblatt, Mathematical Reviews usw.) gewidmet ist. (Für ergänzende Literaturhinweise siehe E. Neuenschwander, *Mathematical Journals*, in: I. Grattan-Guinness (ed.), *Companion Encyclopedia of the History and Philosophy of the Mathematical Sciences*, London 1994, 1533–1539.) Trotz derartiger kleiner Mängel ist der Sammelband aber sehr zu empfehlen.

Erwin Neuenschwander

Loetz, Francisca: **Vom Kranken zum Patienten. «Medikalisierung» und medizinische Vergesellschaftung am Beispiel Badens 1750–1850.** Stuttgart, Steiner, 1993. 428 S. Tab. (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft, 2). DM/SFr. 136.–. ISBN 3-515-06245-9.

Anhand einer sorgfältigen Analyse repräsentativen Quellenmaterials aus dem Grossherzogtum Baden der Jahre 1780 bis 1830 unternimmt die Autorin eine kritische Überprüfung gängiger Medikalisierungstheorien (Foucault, Goubert, Frevert). Sie gelangt dabei zu wichtigen Schlussfolgerungen. Die These, dass sich Ärzteschaft und Regierung seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einer Allianz verbanden, um eine medizinische «Enteignung» von Patienten durchzusetzen, ist nicht zutreffend. Weder in ihren Programmen noch in ihrem Handeln erhoben Ärzteschaft und Regierung Anspruch auf umfassende Herrschaft, ihre materiellen und personellen Ressourcen waren viel zu bescheiden. Das Verhältnis zwischen Ärzteschaft und Staat blieb im Gegenteil gespannt, und bis in die 1840er Jahre war die Ärzteschaft so mangelhaft organisiert, dass sie eher vom Staat als Instrument benutzt werden als den Staat zu ihren Zwecken einspannen konnte. In Auseinandersetzungen zwischen Hebammen und Gemeinden nahmen Ärzte eindeutig Partei für die Geburtshelferinnen, bei der Inanspruchnahme ärztlicher Leistungen waren Frauen gleichberechtigt. Eine Verärztlichung von Stadt und Land blieb in Baden bis 1850 aus. Dennoch hat das ärzt-

liche und staatlich sanktionierte medizinische Angebot zwischen 1750 und 1850 an Bedeutung gewonnen, von einem Medikalierungsschub kann jedoch erst nach 1830 – nicht aber im «klassischen Zeitalter» von 1750 bis 1770 – gesprochen werden. Der Reformdruck von unten – von Kranken und Bedürftigen ausgehend – spielte in diesem Prozess eine entscheidende, von den gängigen Medikalierungstheorien nicht berücksichtigte Rolle. Die Rede von der «Geburt» des disziplinierenden «modernen» Verwaltungsstaates ist nicht stichhaltig, und von einer gewaltsamen Umerziehung «traditional-eigensinniger» Kranker zu «modern-unterworfenen» Patienten kann keine Rede sein. Der diskontinuierliche Prozess der Medikalierung wird durch die gängigen, schwarz-weiss zeichnenden und Polaritäten einseitig betonenden Medikalierungstheorien unzulänglich erfasst und hat einer differenzierteren, Ambivalenzen ebenso einbeziehenden Betrachtung medizinischer Vergesellschaftungsprozesse zu weichen. Nicht ohne eine gewisse Genugtuung sieht die grossmütig belächelte und der Selbstverherrlichung bezichtigte «traditionelle Medizingeschichtsschreibung» die als leuchtende Vorbilder historischer Forschung präsentierten Medikalierungstheoretiker (Foucault, Goubert, Frevert) der ideologischen Geschichtsinterpretation überführt.

Thomas Böni

Catalogue de la correspondance de Charles Bonnet conservée à la Bibliothèque de Genève. Genève, Bibliothèque publique et universitaire, 1993. 134, 6 p. Ill. (Manuscripts scientifiques genevois, 1). SFr. 20.– (en vente à la BPU, Promenade des Bastions, 1211 Genève 4).

Rechtzeitig zum 200. Todestag von Charles Bonnet (1720–1793) hat J.-D. Candaux den Katalog der Korrespondenz des Genfer Naturforschers und Philosophen vorgelegt. Bonnets Nachlass in der Genfer Bibliothek enthält nicht nur zahlreiche Schreiben seiner Korrespondenten, sondern auch die seit 1751 angefertigten Kopien der eigenen Briefe. Somit ist die Nachwelt in vielen Fällen in der glücklichen Lage, das Zwiegespräch des einflussreichen Gelehrten mit seinen Korrespondenten in allen Einzelheiten zu verfolgen. Die weitaus umfangreichste Serie belegt die Freundschaft Bonnets mit Albrecht von Haller, von dem 440 Briefe stammen, die zusammen mit den Antworten Bonnets (in der Burgerbibliothek Bern) von Otto Sonntag vollständig veröffentlicht wurden (Bern 1983; vgl. Gesnerus 42, 1985, 167–173). Weitere grössere Briefreihen haben so bekannte Naturwissenschaftler wie René-Antoine Ferchault de Réaumur (93 Briefe), Abraham Trembley (199 Briefe) und Lazzaro Spallanzani (91 Briefe) zu Verfassern. Auch mehrere bekannte Ärztenamen (u.a. de Haen, G. van Swieten, S. A. A. D. Tissot, Th. Tronchin) finden sich im Katalog, wenn auch mit kleineren Briefzahlen, wie überhaupt viele kleine Korrespondenzen sich erhalten haben.

Beim vorliegenden Katalog handelt es sich um ein Inventar, das die zeitgenössische Aufbewahrung des Materials in verschiedenen Reihen von Sammelbänden widerspiegelt. Die Nachteile dieser Anordnung werden durch einen Namensindex einigermaßen wettgemacht. Zur Identifikation der Korrespondenten konnten Bonnets eigene Notizen beigezogen werden, die oftmals wörtlich zitiert sind. Die einzelnen Briefe sind mit Angaben von Abgangsort, Datum und Signatur aufgeführt. Naiv wäre es, in einer derartigen ersten Bestandaufnahme weitergehende Angaben über Personen, Briefinhalte, Chronologie und Statistik der Gesamtkorrespondenz zu erwar-

ten. Vielmehr ist dankbar anzuerkennen, dass nun der Zugang zu einer sehr bedeutenden Quellensammlung wesentlich erleichtert ist.

Urs Boschung

Kupferschmidt, Hugo: **Die Epidemiologie der Pest.** Der Konzeptwandel in der Erforschung der Infektionsketten seit der Entdeckung des Pesterregers im Jahre 1894. Aarau [etc.], Sauerländer, 1993. XIV, 222 S. Ill. (Gesnerus Supplement, 43). SFr. 45.– (Mitglieder SGGMN SFr. 35.–). ISBN 3-7941-3722-1.

Die Pest beeinflusste und prägte im späteren Mittelalter seit 1347 bis ins 18. Jahrhundert hinein in Europa viele Entwicklungen und das Verhalten der Menschen. Am Ende des 19. Jahrhunderts folgte die dritte Pandemie, die von China ausgehend vor allem auch Indien erreichte sowie erstmals auf dem amerikanischen Kontinent Fuss fasste. Zu diesem Zeitpunkt war die Bakteriologie so weit entwickelt, dass von A. Yersin der Erreger (*Yersinia pestis*) gefunden werden konnte. Etwas später erkannte u.a. P. L. Simond, dass es sich bei der Pest primär um eine Epidemie bei den Ratten handelte, die erst sekundär durch Rattenflöhe auf den Menschen übertragen wurde.

Das Buch von Hugo Kupferschmidt beschreibt diese letzte Pandemie und die Erkenntnisse, die dabei gewonnen worden sind. Wichtig ist, dass neben der «klassischen» Folge Ratte – Rattenfloh – Mensch noch zwei weitere Übertragungswege in Betracht kommen: Es handelt sich einerseits um die sylvatische Pest bei verschiedensten anderen Nagetieren. Diese sind der Ausgangsherd auch heute noch auftretender menschlicher Fälle (in den achtziger Jahren weltweit durchschnittlich 800 Erkrankungen im Jahr). Andererseits ist direkte Übertragung von Mensch zu Mensch möglich, sei es durch Tröpfcheninfektion bei der Lungenpest, sei es durch den erst später als weiteren möglichen Überträger erkannten Menschenfloh. Kupferschmidt geht eingehend auf Pro (vertreten durch französische Forscher) und Contra (angelsächsische Schule) dieser zuletzt entdeckten Form der Übertragung der Pest durch Ektoparasiten des Menschen ein.

Das Buch von Hugo Kupferschmidt besticht durch seine umfassende Darstellung der angesichts der grossen Bedeutung dieser Krankheit zäh verlaufenden Entdeckung des Erregers der Pest und der Mechanismen der Ausbreitung. Es folgt die Diskussion und Wertung der drei gleichermassen wichtigen Formen der Übertragung der Pest auf den Menschen oder von Mensch zu Mensch sowie die Schilderung von Abwehrmassnahmen und Therapie.

Ich habe dieses Buch als historisch etwas interessierter Bakteriologe gelesen, der bei seiner Arbeit das Kommen und Gehen von Infektionskrankheiten beobachten kann. Für mich ist das Buch Kupferschmidts eine prägnante Zusammenfassung der Kenntnisse der Pest von 1894 bis Ende der achtziger Jahre unseres Jahrhunderts.

Jürg Wüst

Stol, Marten: **Epilepsy in Babylonia.** Groningen, Styx, 1993. 155 p. Ill. (Cuneiform monographs, II). Hfl. 65.–. ISBN 90-72371-63-1; ISSN 0929-0052.

Wie der Autor richtig bemerkt, erschien seit der Abhandlung Karl Sudhoffs über die Krankheiten «bennu» und «sibtu» aus dem Jahre 1911 keine Arbeit mehr zur Auf-

fassung der Epilepsie in der mesopotamischen Medizin. Der bekannteste Text zu diesem Thema ist die Stelle des Codex Hammurabi, die das Rückgaberecht epileptischer Sklaven verlangt, und hier endet meist das allgemeine Wissen. Owsei Temkin entzog sich dem Dilemma, indem er sein Standardwerk zur Geschichte der Epilepsie bei den Griechen beginnen liess.

Das vorliegende Buch ist das Werk eines Assyriologen und schliesst nun diese Lücke gründlich. Mit Akribie werden in einem einleitenden Kapitel die verschiedenen babylonischen, sich auf die Epilepsie beziehenden Termini beschrieben; sie bilden das Handwerkszeug zu weiterer Forschung. Die Epilepsie war im Zweistromland die Domäne des «ashipu», des Beschwörers, und weniger diejenige des «asu», des Arztes. Entsprechend sind einzelne Formen von Krampfleiden mit magischen Vorstellungen und Dämonen verknüpft.

Es folgt eine eingehende diesbezügliche Analyse des von René Labat 1951 herausgegebenen «*Traité Akkadien de Diagnostics et Pronostics Médicaux*». Dieses Handbuch erlaubte es dem Magier, den meist übernatürlichen Grund gewisser Krankheiten zu erkennen und sie in bezug auf ihre Prognose zu beurteilen. Fünf Tafeln des in verschiedenen Abschriften und nicht vollständig erhaltenen Keilschrifttextes beziehen sich auf Epilepsie. Das Herzstück der Arbeit besteht nun in der Tafel 26 aus dem British Museum, die Labat nicht bekannt war. Der Assyriologe J. V. Kinnier Wilson besorgte eine Übersetzung (1990), die Transkription wird erstmals in diesem Buch veröffentlicht. Obwohl sachbedingt angezeigt, leidet durch das abschnittsweise Nebeneinanderstellen von Transkription, Übersetzung und Kommentar die Übersichtlichkeit. Die Lektüre erlaubt einen tiefen Einblick in das Wesen der magisch ausgerichteten babylonischen Medizin. Ein zweites von O. R. Guernsey herausgegebenes diagnostisches Handbuch enthält einen grossen Abschnitt über Epilepsie, auf den Stol ebenfalls eingeht. Er vertritt die Ansicht, dass dieser ungeordnete Text mit seinen weitgestreuten Inhalten eine ältere Version darstellt und das klassische diagnostische Handbuch als Reaktion darauf entstand.

Das Werk schliesst mit Kapiteln zur ebenfalls magischen Therapie der Epilepsie, zu glücklichen und unglücklichen Tagen, zur Wahrsagekunst, zur Mondsüchtigkeit und zur Rolle der Epilepsie in der babylonischen Gesellschaft. Die Arbeit befriedigt sowohl den Sprachforscher wie auch den Medizinhistoriker.

Urs Leo Gantenbein

The medical casebook of William Brownrigg, M.D., F.R.S. (1712–1800) of the town of Whitehaven in Cumberland. Ed. and transl. by Jean E. Ward and Joan Yell. London, Wellcome Institute for the History of Medicine, 1993. XXII, 176 p. Ill. (Medical History, Suppl., 13). £ 23.–; US \$ 38.–. ISBN 0-95484-125-3.

So wie die moderne Geschichtswissenschaft seit geraumer Zeit Themen des Alltags aufarbeitet, sucht auch die Medizingeschichte, in zum Teil abgelegenen Bibliotheken, nach neuen Quellen, wie zum Beispiel Krankenjournalen. Es ist das Verdienst von Ward und Yell (Wellcome Institute for the History of Medicine), das vorliegende Quellenwerk publiziert zu haben. Es handelt sich um die meist Lateinisch abgefassten Krankengeschichten des Arztes William Brownrigg aus Whitehaven/Cumberland, einer prosperierenden Hafenstadt, wo er sich nach einem Medizinstudium auf dem Kontinent, namentlich bei Boerhave in Leiden, niedergelassen hatte. Sein Kranken-

journal für die Jahre 1738 bis 1745 handelt von den Alltagskrankheiten seiner Patienten und enthält auch Briefe mit medizinischen Ratschlägen an auswärtige Kranke. Da Brownrigg die Termini der damaligen Krankheitslehre gebrauchte, lassen sie sich nur schwer auf die heutigen Krankheitsbilder übertragen. Die Herausgeber und Übersetzer sind daher in ihrem aufschlussreichen Vorwort auch auf Vermutungen für die Identifikation der Krankheiten angewiesen. Sie gelingt am ehesten bei den Infektionskrankheiten mit Fieber und einem organischen Herd. Der vorliegende Band zeigt in seiner hippokratischen Unmittelbarkeit auf eindrückliche Weise die tägliche Arbeit eines Arztes im England des 18. Jahrhunderts und vermittelt damit wertvolle Elemente für das medizinhistorische Verständnis der besagten Epoche.

Antoinette Stettler

Schneider, Ivo: **Johannes Faulhaber (1580–1635)**, Rechenmeister in einer Welt des Umbruchs. Basel, Birkhäuser, 1993. 288 S. (Vita Mathematica, 7). SFr. 88.–; DM 98.–. ISBN 3-7643-2919-X.

Nach den ersten gedruckten Rechenbüchern, die zu Beginn des Buchdruckes auf den Markt traten und dem Rechenunkundigen beistanden, kamen Anfang des 17. Jahrhunderts die Rechenmeister auf. Sie befassten sich bereits mit Problemen der Algebra. Neben Michael Stifel steht insbesondere Johannes Faulhaber (1580–1635) aus Ulm im Rampenlicht. Dem heute fast vergessenen Rechenmeister ist die mit grösster Kenntnis verfasste Biographie gewidmet. Der junge Faulhaber begann seine Laufbahn mit der Veröffentlichung eines Buches mit 160 algebraischen Aufgaben, deren Lösung er gegen Honorierung seinen Schülern mitteilte. Er befasste sich dabei mit der Gleichung vierten Grades, mit Potenzsummen sowie mit den Gesetzen der Binomialkoeffizienten, die später die Grundlage von Jakob Bernoullis Gesetz der grossen Zahlen wurden. Als Liebhaber der Magie der Zahlen deutete er, ähnlich wie Michael Stifel, die biblischen Zahlen. Zum Glück kamen beide bei der Vorhersage des Weltunterganges mit einem blauen Auge davon. Seine geometrischen Kenntnisse verwendete Faulhaber als Festungsbaumeister zu Beginn des Dreissigjährigen Krieges, wobei er u.a. Basel und Schaffhausen beriet. Der Verfasser erörtert mit grösster Sorgfalt die Frage, ob Faulhaber in Ulm mit R. Descartes in persönlichen Kontakt getreten war. Wir verfolgen die spannende Schilderung des geistigen Überganges vom hochbegabten, bizarren Rechenmeister zum nüchtern denkenden Begründer des Jahrhunderts der Aufklärung.

Johann Jakob Burckhardt

Valentin, Michel: **Louis-René Villermé et son temps (1782–1863)**. Paris, docis, 1993. IV, 311 p. Ill. Ffr. 180.–. ISBN 2-85525-324-1.

Villermé, geboren am 10. Mai 1782 in Paris, ist im Umfeld der französischen Revolution aufgewachsen und hat 1801 das Medizinstudium in Paris begonnen. Nach einer langen kurativmedizinischen Karriere, vorerst als Armeechirurg, später als praktizierender Arzt in Paris (bis 1818), beginnt er, sich seinem eigentlichen Interesse zuzuwenden – der Sozialmedizin. Beeindruckt durch die sozialen Zustände der Zeit interessiert er sich insbesondere für den Zusammenhang zwischen Arbeit, Beruf und

Gesundheit und gehört damit zu den Gründervätern einer modernen Arbeitsmedizin, aber auch Sozialepidemiologie. Ein Höhepunkt in seiner Tätigkeit war wohl seine eindrückliche Vorstellung der Probleme der Kinderarbeit anlässlich einer feierlichen Sitzung der fünf Pariser Akademien am 2. Mai 1837. Seine Erkenntnisse hat er aber nicht nur wissenschaftlich aufgearbeitet, sondern auch in Gesetzgebung umgesetzt. So steht Villermé zu Beginn der Neuregelung der Frauenarbeit, der Kinderarbeit, aber auch der generellen Einführung von Arbeitssicherheitsnormen in der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Dem Autor gelingt es, das reiche Leben dieses Pioniers der Arbeitsmedizin wieder erstehen zu lassen. Zudem ist der Band ausgezeichnet dokumentiert und eine reiche Quelle für alle Leser, die nicht nur am Beginn der Arbeitsmedizin, sondern auch an den sozialen Zuständen im 19. Jahrhundert interessiert sind.

Felix Gutzwiller

Lindeboom, G. A.: **Inleiding tot de geschiedenis der geneeskunde.** Zevende, geheel opnieuw bewerkte uitgave door M. J. van Lieburg. Rotterdam, Erasmus, 1993. 285 p. Ill. Hfl. 42.50. ISBN 90-5235-057-4.

Als kurze Weltgeschichte der Medizin könnte man dieses Buch bezeichnen. Im Vorwort weist der Autor ausdrücklich darauf hin, dass er keinen Anspruch auf Vollständigkeit oder «wissenschaftliche» Gewichtung erhebt. Nun, wir verzeihen ihm ... nein, wir sind ihm dankbar, denn mit tänzerischer Leichtigkeit führt er uns durch die verschiedenen Epochen und Kulturen, ohne sich der Oberflächlichkeit schuldig zu machen. Der Geschichtsschreiber wird zum Geschichtenerzähler, der uns fesselt und mit anekdotischen Einlagen und Pointen verwöhnt.

Illustrationen, alle schwarz-weiß, sind reichlich vorhanden und sehr sorgfältig und ausführlich kommentiert. Sozusagen als Zugabe findet sich hinten eine Liste der medizinischen Nobelpreisgewinner bis 1992. Diese dürfte vollständig sein.

Die Lektüre ist interessant und spannend für jeden. Den Arzt dürfte sie dazu anregen, die heutige Medizin und den eigenen Werdegang zu reflektieren.

Lies Huizink

Neuenschwander, Erwin (Hrsg.): **Wissenschaft, Gesellschaft und politische Macht.** Basel [etc...], Birkhäuser, 1993. 165 S. Ill. SFr. 68.–. ISBN 3-7643-2751-0.

Dem Titel dieses Buches fehlt der Zusatz «in historischer Sicht», denn gerade dadurch nimmt das diffuse und vielleicht bereits abgedroschene Thema Gestalt an. Neun Autoren äussern sich in kompetenter Weise in diesem Buch, welches einen Vortragszyklus festhält. Der Wissenschaft an der Universität des Mittelalters ist ein für Nicht-Mediävisten überaus lehrreiches Einleitungskapitel (Folkerts) gewidmet. Eine Betrachtung über Philosophen im 17. Jahrhundert (Holzhey) erinnert an die terminologisch wichtige Tatsache, dass «Philosophie» damals gleichbedeutend war mit (Natur)Wissenschaft und dass diese im Rahmen der Universität als der bloss propädeutischen Artistenfakultät angehörend wenig Prestige hatte. Im 18. Jahrhundert (De Capitani) wandert Wissenschaft weitgehend von den Universitäten in die Akademien ab, findet jedoch auch in wissenschaftlichen, gemeinnützig-ökonomischen und Bil-

dingungsgesellschaften wertvolle Pflege. Die Frage, ob während der industriellen Revolution die Wissenschaft die technische Entwicklung beeinflusst habe oder eher umgekehrt, wird auf dem Hintergrund soziologischer Faktoren analysiert (Mathias). Der Fortschritt der Wissenschaften an den Universitäten des 19. Jahrhunderts wird am Beispiel Berlins, der Gebrüder Humboldt und des neuen Status der philosophischen Fakultät illustriert (Lübbe). Wie verheerend der Einfluss politischer Macht auf die Wissenschaft im totalitären Staat sein kann, zeigen die Beiträge über Physik und Physiker im NS-Staat (Hermann) und über die Lyssenko-Tragödie in der USSR (Ziswiler). Ein letzter Beitrag betrachtet die Zusammenarbeit und Unterstützung der (angewandten) Forschung im heutigen Europa (Seibold). Im Vorwort meint auch der Herausgeber, dass die Unmöglichkeit, dem Gegenstand voll gerecht zu werden, in der Natur derartiger Publikationen – und wohl auch am Thema selbst liege. Immerhin sind die hier vereinigten Beiträge, die alle auf das Thema eingehen, anregend und bereichernd.

Marcel H. Bickel

Médecine et santé. Direction scientifique: Jean-Pierre Goubert, Roselyne Rey. Paris, Editions de l'Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales, 1993. 83 p. Ill. (Atlas de la Révolution française, 7). Ffr. 110.–. ISBN 2-7132-0999-4.

Nachdrücklich wird heute die Forderung an die Medizingeschichte gestellt, sich nicht in Biographien zu erschöpfen, sondern die Situation der Kranken in ihrem grösseren sozialen, wirtschaftlichen, politischen und medizinisch-epidemiologischen Umfeld mitzuberücksichtigen. Die Werke einzelner zeitgenössischer Autoren reichen als Quellen hierfür nicht immer aus. Wieso aber fand statistisches Zahlenmaterial bisher so wenig Berücksichtigung? Zugegeben, medizinhistorische Statistiken weisen häufig Mängel auf, beispielsweise wenn sie unvollständig sind oder sich aufgrund des damaligen Wissensstands einer nicht eindeutig übersetzbaren Terminologie bedienen. Skepsis gegenüber den zumeist staatlich zusammengetragenen Angaben verdient also, ernst genommen zu werden, doch entbindet sie keineswegs von der Aufgabe, diese Dokumente zu bearbeiten – im Gegenteil! Oder fristet die Statistik ein Aschenputteldasein, weil sie als trocken und langweilig gilt? Kommt hier ganz simpel der Widerwille zum Vorschein, sich mit Zahlenreihen, Analysen, aufwendiger Archivarbeit und mühseliger Rechnerei abzugeben?

Dass gerade «verstaubte» Zahlen imstande sind, Medizingeschichte auf eine überraschend erfrischende Art zu dokumentieren, beweist der neue Atlas de la Révolution française zum Thema Medizin und Gesundheit. Knapp und informativ erläutert der Begleittext fünf Kapitel, die sich schwerpunktmässig mit Seuchen, Medizinalpersonal, Spitälern, Fürsorge und Medikalisierung befassen. Das sorgfältig ausgewertete Zahlenmaterial eröffnet neue Aspekte der französischen Geschichte im ereignisreichen Zeitraum zwischen 1750 und 1830. Die wissenschaftliche Leitung lag bei Roselyne Rey und Jean-Pierre Goubert; Alexandra Laclau und Jacques Bertrand realisierten abwechslungsreich die graphische Darstellung.

Der Atlas weist auch Schwachstellen auf; die wohl empfindlichste: er enthält (was nur unheilbar Numerophobe aufatmen lässt) keine Zahlentabellen! Wieviele Ärzte, Hospize, Heilquellen oder Epidemien in einem bestimmten Ort und Jahr gezählt wurden, lässt sich anhand der Graphiken nur annähernd abschätzen. Immerhin weist das

Quellenverzeichnis nach, wo die Zahlen zu finden wären, und bestimmt würde sich eine Reise nach Frankreich nicht allein des Weines wegen lohnen.

Iris Ritzmann

Kössler, Henning (Hrsg.): **250 Jahre Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg**, Festschrift. Erlangen, Universität Erlangen-Nürnberg, 1993. X, 886 S. Ill. (Erlanger Forschungen, Sonderreihe, 4). ISBN 3-922135-91-9; ISSN 0940-4694.

Das Staatswissenschaftliche Seminar im Südflügel des Schlosses; die Kirchenmusik in der Orangerie; das Chemische Institut im Schlosspark – nur beinahe, glücklicherweise. Beinahe ist Kant in Erlangen Professor geworden («Der Herr Kant aus Königsberg ist nun Gott Lob auch engagiert...»), beinahe Hegel – Fichte aber in der Tat, ebenso Schelling und Rückert, der Orientalist. – Universitätsgeschichte in ihren Wechselfällen, die – aufs ganze gesehen – als Glück oder Unglück oft schwer zu qualifizieren sind; und es ist das Besondere an diesem Buch, dass immer wieder der Kulturraum als Ganzes anvisiert wird. Es gelingt auch so, den «Tropfen Erlangischen Öls» zu isolieren: die «Erlanger Theologie», der die (evangelisch-bayerische!) Universität wesentlich ihre Existenz verdankt, und die im vornehmen Porträt etwa eines Paul Althaus (1888–1966) lebendig wird; den «Erlanger Puchta» (1820–1828), der den Praxisbezug des Römischen Rechts verbürgte, bis dieses durch das Bürgerliche Gesetzbuch 1900 in Richtung antike Philologie abgedrängt wurde; das «Erlanger Blau», eine Erfindung des ersten Professors der Arzneikunde, Friedrich Weissmann (1678–1760) – wobei dem zweiten Ordinarius für Medizin, Schmi(e)del (1718–1792), die Herausgabe des botanischen Nachlasses von Conrad Gesner zu verdanken ist. – Die Festschrift verzichtet auf Vollständigkeit und wiegt Auslassungen (wo bleibt die Geschichtswissenschaft?) mit Literaturverweisen und überraschenden Schwerpunkten auf. Sie zeigt Sinn für tektonische Verschiebungen innerhalb der Fakultäten und Fächer (vom Universalismus eines Christian Wolff zum Spezialistentum; Aufwertung der philosophischen Fakultät durch die Wirtschaftswissenschaften); Beiträge wie die zur Geschichte der Habilitation, der Studentenschaft und zur Universität der Weimarer Republik, des Dritten Reichs und der Nachkriegszeit bis hin zu den 68er Jahren sind über Erlangen hinaus ein Gewinn für die deutsche Universitätsgeschichte. Ein opusculum reiht sich ans andere, in sich geschlossen, aber auch ohne Rücksicht auf bereits Gesagtes. Die markgräfllich/königlich-preussische Vergangenheit präsentiert sich als fest verankert in einem eifrig konsultierten und vor allem (gleich der Stadt) unversehrten Universitätsarchiv. Benannt ist die Universität nach den Markgrafen Friedrich und Carl Alexander – zwei Gründervätern, gewiss, nicht aber nach der eigentlichen alma mater: Wilhelmine von Bayreuth.

Verena Stadler-Labhart

Mackay, Judith: **Der Weltgesundheits-Atlas**. Aus dem Engl. von Martin Rethmeier. Bonn, Dietz, 1993. 128 S. Reiches Kartenmaterial. DM 29.80; SFr. 30.80. ISBN 3-8012-0195-3.

Nach längeren Vorbereitungen durch die WHO und intensiver Datensuche kam der Weltgesundheitsatlas 1993 unter dem Titel «The State of Health Atlas» heraus. Noch

im selben Jahr erfolgte die deutsche Übersetzung. Mit dem handlichen Kleinatlas hat sich die Ärztin Judith Mackay das Ziel gesteckt, «die Gesundheit der Welt im Überblick» darzustellen. Gesundheit kommt freilich nur indirekt zur Sprache; das Werk legt vielmehr sein Schwergewicht auf Krankheit und Tod. 35 bunten, doppel-seitigen Weltkarten folgt eine Auflistung von 120 Staaten unter Angabe der jeweili-gen Lebenserwartung, Sterblichkeit, Ärztedichte und anderer Ziffern. Der Anhang schliesslich liefert zu jeder Karte einen informativen Kommentar.

Der krasse Unterschied zwischen den «reichen» und den «armen» Ländern prägt beinahe jede Darstellung. Ausnahmen bilden die Geisteskrankheiten, die fast nir-gendwo weniger als 15 Prozent der Bevölkerung befallen, sowie die sogenannten Zi-vilisationskrankheiten Herz-Kreislauf-Störungen und Diabetes, die sich keineswegs auf die wohlhabenden Länder beschränken. Sterblichkeit und Bevölkerungswach-sium in armen Ländern sind zwar immer noch hoch, doch machte die Lebenserwar-tung auch für die drei Viertel der Menschheit, die diese Gegenden bewohnen, seit 1950 einen Riesensprung, nämlich von 42 auf 63 Jahre. Gründe hierfür liegen gemäss diesem Atlas hauptsächlich in der weltweit verbesserten Nahrungs- und Trinkwas-serversorgung, breit angelegten Gesundheitsprogrammen wie Impfkampagnen und der langsam zunehmenden Bildung der Frauen.

Graphiken, die uns die enorme Bedeutung der Infektionskrankheiten als Baby-killer oder die Tuberkulose als wichtige Todesursache der arbeitenden Bevölkerung in armen Ländern vor Augen führen, ermuntern natürlich zu Vergleichen zwischen der Gesundheitssituation in ebensolchen Staaten und unserer eigenen Geschichte. Indes sollen diese Zahlen nicht unkritisch als Guckloch in die Vergangenheit Ver-wendung finden. Zwingende Unterschiede ergeben sich etwa aus der politischen Si-tuation des jeweiligen Landes oder den heute bestehenden Möglichkeiten der mo-dernen Medizin. Trotz des aufschlussreichen Kommentars muss dieses Riesenprojekt schlussendlich auf Genauigkeit verzichten. Die Gesundheitsstatistik einzelner Län-der bleibt oft unvollständig, wie die Verbreitung von Aids in Afrika zeigt, oder macht einen höchst dubiosen Eindruck: So soll laut offiziellen Angaben das chinesische Ge-sundheitswesen innerhalb der letzten 40 Jahre im wahrsten Sinn des Wortes un-glaubliche Erfolge erzielt haben. Manche Darstellung verzichtet auf eine bevölke-rungs- oder flächenproportionale Berechnung, was zu falschen Rückschlüssen ver-leitet, beispielsweise wenn die kleine Schweiz weniger medizinische Hochschulen auf-weist als Brasilien.

Insgesamt jedoch beeindruckt der Weltgesundheitsatlas wohl jeden, der seinen Horizont über den eigenen Bauchnabel hinaus ausweiten will: Judith Mackays Vor-haben ist ihr gelungen.

Iris Ritzmann

Emeriti erinnern sich. Rückblicke auf die Lehre und Forschung in Heidelberg.
Band I: Die Medizinischen Fakultäten. Hrsg. von Otto M. Marx und Annett Moses.
Weinheim [etc.], VCH, 1993. 287 S. Ill., Portr. DM 68.–. ISBN 3-527-29203-9.

Das Buch enthält die rückblickenden Vorträge von zwölf Emeriti der medizinischen Fakultät Heidelberg. Wie die Herausgeber zu Recht sagen, ist es ein Paradox, dass diejenigen, die selbst an einem grösseren Stück der Geschichte mitgewirkt haben, nur selten Gelegenheit haben, dies dem Nachwuchs persönlich mitzuteilen. Die Heraus-

geber sprechen auch von der tiefen Problematik in den Beziehungen zwischen den Generationen der Professoren.

Jedem Vortrag ist eine Kurzbiographie des Autors vorangestellt. Zum spannendsten dieser Lektüre gehört die Unterschiedlichkeit der Vorträge und damit der Autoren. Die Beiträge reichen von der Aufzählung der eigenen Forschungsergebnisse über das instruktive Fachkolleg bis zu weit über das eigene Fach und die eigene Biographie hinausgreifenden geistvollen Betrachtungen, welche viel über Kollegen und die Situation der Zeit aussagen. Ein Drittel der Beiträge stammt aus dem in Heidelberg besonders gepflegten Bereich von Psychiatrie, Psychosomatik, medizinische Anthropologie, Sozialmedizin. Alle Autoren wurden zwischen 1906 und 1923 geboren, haben also die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg erlebt, welche den meisten heute lebenden Menschen fast unverständlich ist. Natürlich haben auch alle Autoren die Naziherrschaft als Erwachsene erlebt, und wir finden auch hier grosse Unterschiede in der «Bewältigung». Der nicht-deutsche Leser ist vom Hinweis auf «das lange ersehnte Ende der Hitlerzeit» wesentlich unangenehmer berührt als von der ehrlichen Aussage «Wir waren ja alle Soldaten und vorher im Jungvolk oder in der Hitlerjugend gewesen, hatten in irgendeiner Weise mitgemacht, geschwiegen und nicht genau hingesehen». Ein Namenregister erhöht den Wert des Buchs. Leider enthält es auch Druckfehler und Ungenauigkeiten.

Marcel H. Bickel

Nach Hadamar. Zum Verhältnis von Psychiatrie und Gesellschaft im 20. Jahrhundert. Hrsg. Franz-Werner Kersting, Karl Teppe, Bernd Walter. Paderborn, Schöningh, 1993. 322 S. (Westfälisches Institut für Regionalgeschichte, Landschaftsverband Westfalen-Lippe Münster: Forschungen zur Regionalgeschichte, 7). DM 58.-; SFr. 63.80. ISBN 3-506-79578-3.

Ein Sammelband, welcher die Beiträge eines 1991 durchgeführten Symposiums zum Verhältnis von Psychiatrie und Gesellschaft in der Moderne wiedergibt. Ein Hauptthema ist indessen die Aufarbeitung der Geschichte der Psychiatrie unter dem Nationalsozialismus Hitlers und insbesondere der Euthanasie-Aktion. Deshalb auch der Titel des Buches, war doch Hadamar, die hessische Anstalt, eine der sechs Gasmordstätten, wo während des Krieges Geistes Kranke systematisch umgebracht wurden. Das Buch ist nicht leicht zu besprechen, wechseln doch die Blickwinkel öfters von der juristischen zur medizinischen und hin zur gesellschaftspolitischen Perspektive. Kürzere Zusammenfassungen wechseln mit ausführlichen Darlegungen ab. Eindrücklich ist die Fülle der zitierten Publikationen zum Thema. Sie belegen die Tatsache, dass in den letzten Jahren mit grösster Intensität und Forschungseifer das nachgeholt wurde, was in den Jahren nach dem Krieg vernachlässigt worden war. Auch die Hintergründe dieses langdauernden Schweigens werden in den verschiedenen Kapiteln angesprochen. Die Fragwürdigkeit der seinerzeitigen Entnazifizierung kommt zur Sprache.

«Ist das Problem nun genügend erörtert?», fragt einer der Autoren, Trenckmann, und bemerkt, «dass die Beschäftigung mit der NS-Psychiatrie zunehmend weniger Sache derjenigen sei, die reale Umgangserfahrung mit psychisch Kranken haben». Die Lektüre des Bandes bestätigt dies und zeigt auch die Schwächen auf: Einige Nichtmediziner nehmen allzu bereitwillig die Foucaultschen Thesen auf, die deutschen Reformen der Nachkriegszeit werden recht willkürlich abgehandelt, und die

zitierten Hospitalisationsziffern der Weimarer Republik werden zu summarisch kommentiert.

Trotzdem: Der Band gibt in prägnanter Weise das Wesentliche wieder, was heute über die nationalsozialistische Psychiatrie mit all ihren Schrecken zu sagen ist. Er stellt in eindrücklicher Weise dar, wie nahe das Heilen und das Vernichten war. Grauenhaft verfehltes Ziel der Hitlerschen Rassenpolitik war ja, die Geisteskrankheit als ausschliessliche Erbkrankheit auszumerzen. Das Individuum galt nichts, alles war auf das Volksganze ausgerichtet. Deshalb zuerst die Sterilisationsgesetze und später die Vernichtungsaktion.

Allen Autoren muss bescheinigt werden, dass sie sich nicht in erster Linie von Emotionen leiten liessen, sondern sich auf Fakten stützten. Einige Beiträge hätten an Verständlichkeit gewinnen können, wenn die Autoren sich einer einfacheren Sprache bedient hätten.

Christian Müller

Ledermann, François (Hrsg.): **Festschrift zum 150jährigen Bestehen des Schweizerischen Apothekervereins**: Schweizer Apotheker-Biographie – Mosaiksteine zur Geschichte des Schweizerischen Apothekervereins (1943–1992). Bern, Stämpfli, 1993. 440 S. Ill., Portr. (Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, 12). SFr. 98.–; DM 108.–; öS 686.–. ISBN 3-7272-9244-X.

Bereits zum hundertjährigen Bestehen des Schweizerischen Apothekervereins beschrieb J. A. Häfliger 1943 dessen Geschichte. Der vorliegende Band setzt diese Tradition aus Anlass des 150. Jubiläums fort. François Ledermann hat die sicher nicht einfache Aufgabe übernommen, die von 46 Autoren verfassten über 300 Kurzbiographien bedeutender Schweizer Apotheker zu einem einheitlichen Werk zusammenzuschweissen. Was dabei entstand, kann sich sehen lassen. Berücksichtigt sind Apotheker seit dem Mittelalter, lebende Personen wurden nicht aufgenommen. Die einzelnen Beiträge sind von unterschiedlicher Länge und grösstenteils von hervorragender Qualität. Hervorzuheben sind die immer vorhandenen ausführlichen Quellenangaben. Mehr als ein Drittel der Biographien stammt von F. Ledermann, F. Döbler und G. Enezian, dicht gefolgt von A. Dolivo, H.-R. Fehlmann, B. Siegfried, A. Wankmüller, M. Kessler, H.-D. Schwarz und R. Hilfiker. Die sich anschliessende Zeitafel will Mosaiksteine zur Geschichte des Schweizerischen Apothekervereins der letzten 50 Jahre aufzeigen. Ein ausführliches Personen- und Ortsregister erleichtert die Benutzung und erschliesst dem Pharmaziehistoriker die Benutzung des Werks.

Der Reigen der verschiedenen Apothekerleben verdeutlicht, dass der Pharmazeut in seiner Offizin vor noch 150 Jahren weitgehend ein eigenständiger Arzneimittelhersteller war, seine Tätigkeiten heute aber eine weitgestreute Auffächerung in Industrie, Spital, Verwaltung und Amtsbehörde erfuhren. Über den gesteckten Rahmen der Schweiz hinausgehend, zeigt das Werk den vielfältigen Wandel auf, den die Pharmazie durch die Jahrhunderte hindurch erlebte.

Urs Leo Gantenbein

Juskevic, Adolf P.; Kopelevic, Judith Kh.: **Christian Goldbach 1690–1764**. Basel, Birkhäuser, 1993. 264 S. (Vita Mathematica, 8). SFr. 108.–; DM 118.–. ISBN 3-7643-2678-6.

Die vorliegende Lebensbeschreibung ist eine vorzügliche Übersetzung der 1982 erschienenen russischen Biographie über Christian Goldbach (1690–1764). Sie vermittelt einen Einblick in die Entstehung der Petersburger Akademie sowie in die Entwicklung der damals aufblühenden Mathematik. Anhand von Tagebüchern Goldbachs sowie ungezählten Notizen aus Archiven schildern die Verf. zunächst die Jugendjahre des aus Königsberg stammenden Universalgelehrten und sodann dessen Wanderschaft durch ganz Europa. Die Bekanntschaft mit vielen Gelehrten (u.a. Leibniz und Newton) ermöglichen ihm ab 1725 als Sekretär in Petersburg die Akademie aufzubauen; er veranlasste u.a. die Berufungen von Daniel und Niklaus II Bernoulli. Bereits in seiner Jugend beschäftigte sich Goldbach mit mathematischen Problemen, und die Verf. zeigen in ausgezeichneter Darstellung, wie er einerseits Empfänger wie auch Vermittler mathematischer Probleme der damaligen Zeit war. Er war ein Liebhaber der Zahlentheorie, was insbesondere im Briefwechsel mit Euler hervortritt. So stellte Goldbach die bis heute nicht bewiesene Behauptung auf, wonach jede gerade Zahl die Summe zweier Primzahlen sei, ein Zeugnis für Goldbachs und Eulers geschicktes Experimentieren mit ganzen Zahlen. Im Anhang wird der bisher unveröffentlichte Briefwechsel von Goldbach mit dem Basler Jakob Hermann erstmals wiedergegeben. Ferner ist das Gutachten Goldbachs über den Etat der Akademie beigegeben. Es sollen solche Personen erwählt werden, die fast schon alle durch sinnreiche Schriften sich in aller Welt bekannt gemacht haben, sie werden auf fünf Jahre engagiert. Die Gehälter der Adjunkten sollen die nötigen Lebenskosten decken, die der Professoren übersteigen diese unter Berücksichtigung von Nebeneinnahmen erheblich. Umfangreiche Nachweise und Verzeichnisse sind beigegeben.

Johann Jakob Burckhardt

Cadden, Joan: **Meanings of sex difference in the Middle Ages**. Medicine, science, and culture. Cambridge, Cambridge University Press, 1993. XII, 310 p. (Cambridge History of Medicine). £ 35.–; \$ 54.95. ISBN 0-521-34363-1.

Die «*distantia inter masculum et feminam*», die Verschiedenheit der Geschlechter, gehört zu den «*res naturales*», den Grundkategorien der mittelalterlichen Lehre vom Menschen und berührt eine Reihe von Gesichtspunkten, mit denen sich die Medizin und Naturphilosophie auseinandersetzen hatten. Die Untersuchung dieses vielschichtigen Themenkomplexes wird in zwei grosse Abschnitte gegliedert. Der erste Teil – «*seeds and pleasure*» – behandelt die beiden grundlegenden Fragen: die nach der Beteiligung der Frau an der Zeugung, ob sie wie der Mann einen Samen hervorbringt und welche Bedeutung diesem zukommen kann, und die nach der sexuellen Lust der Frau und deren Funktion für die Empfängnis. Dabei folgt die Darstellung der chronologischen Entwicklung, beginnend mit der ersten Rezeption der antiken Quellen in der spätantiken Zeit über die beiden wichtigen Exponenten Konstantin Afrikanus und Hildegard von Bingen bis zu den scholastischen Diskussionen an den Universitäten des 13. und 14. Jahrhunderts. Hier führt die Aufnahme und Verarbeitung der unterschiedlichen antiken Positionen, der medizinischen Galens und der na-

turphilosophischen des Aristoteles, schliesslich zu einem weitläufigen und nicht geschlossenen, ja in sich widersprüchlichen Geflecht von Ansichten und Ideen über die Rolle von Mann und Frau. Damit ist das Material bereitgestellt, um im zweiten Teil der Typologie, der unterschiedlichen Rolle, der sozialen Dimension der Geschlechter nachzugehen: «sex difference and the construction of gender». Hier wird etwa dem Problem der Sterilität oder der – auch medizinischen – Bedeutung der sexuellen Enthaltsamkeit nachgegangen, einer für grosse Teile der mittelalterlichen Gesellschaft durchaus drängenden Frage. Die Untersuchung bietet nicht nur eine umfassende Dokumentation zu einem Thema, das nicht immer mit der nötigen Differenzierung behandelt wird, sondern darüber hinaus auch eine Hinführung zu allgemeineren Aspekten und wichtigen Gestalten der Medizingeschichte und der Naturphilosophie des Mittelalters.

Roger Seiler

Imbert, Jean: **Le droit hospitalier de l'Ancien Régime**. Paris, Presses universitaires de France, 1993. XII, 307, p. (Coll. Histoires). Ffr. 248.–. ISBN 2-13-045093-8; ISSN 0246-6120.

Membre de l'Académie des Sciences morales et politiques, historien du droit, Jean Imbert a publié de nombreux articles et ouvrages sur l'évolution historique des institutions hospitalières, de l'Antiquité chrétienne à la période contemporaine. Ce dernier volume complète ainsi une trilogie, amorcée par la publication de deux ouvrages antérieurs, intitulés respectivement *Les hôpitaux en droit canonique* (1947) et *Le droit hospitalier de la Révolution et de l'Empire* (1954).

On sait que les trois derniers siècles de l'Ancien Régime ont été tous marqués par une profonde évolution des institutions hospitalières. Le texte de J. Imbert, qui nous en décrit les avatars, nous entraîne ainsi dans un parcours passionnant, retraçant – à travers des archives d'hôpitaux attentivement analysées – une période de l'histoire particulièrement riche. C'est ainsi toute une civilisation en pleine mutation qui défile devant nous.

L'ouvrage lui-même est divisé en trois parties. La première évoque les réglementations, souvent contradictoires, qui régissent les rapports entre les laïques – auxquels les édits confient l'administration des hôpitaux – et l'Eglise, qui revendique constamment sa tutelle ancestrale sur ces établissements. On passe ainsi, de l'imbroglio du XVI^e, à une mise en place, par la royauté, d'une organisation de plus en plus contraignante, à mesure que le pouvoir royal s'étend. La deuxième partie, elle, est consacrée à une minutieuse description des établissements et de leur évolution au fil des nouveaux impératifs sanitaires et sociaux. Quant à la troisième, elle traite des administrations et de leur bonne marche, apportant ainsi moult détails sur leur fonctionnement, sur le rôle du personnel – en particulier des religieuses – et sur les finances.

L'ouvrage est complété – comme il se doit – par un index onomastique et un index analytique, mais ne comporte pas d'iconographie.

Roger Mayer

Albrecht, Michael: **Eklektik. Eine Begriffsgeschichte mit Hinweisen auf die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte.** Stuttgart-Bad Cannstatt, Frommann-Holzboog, 1994. 771 S. (Quaestiones, Themen und Gestalten der Philosophie, 5). DM 230.–. ISBN 3-7728-1629-0.

Eklektik hat heute, nicht nur in der Alltagssprache, eher «pejorative Bedeutung», im Sinne von ‘unschöpferisch nachahmend’ – während ursprünglich ‘Auswahl des Besten’ in vorhandenen Philosophien gemeint war. Wie es dazu kam, zeigt Albrecht in seiner Trierer Habilitationsschrift (bis 1700) möglichst vollständig. Eine Zusammenfassung eröffnet das Werk, 17 Seiten Einleitung umreißen Themenstellung, Forschungsliteratur und Methode. Das erste Kapitel ist ‘Antiken Zitaten und Quellen’ gewidmet. Als Begründer der eklektischen Schule gilt (nach Diogenes Laertios und der Suda) *Potamon von Alexandria* – er ‘blühte’ um 1 oder 150 n. Chr. Seine Idee aber sollte erst «nach vielen Jahrhunderten» richtig zünden. Kapitel 2 verfolgt ‘Neuzeitliche Spuren’, bis ins 17. Jh. Die 1640er Jahre erscheinen Albrecht als ‘Inkubationszeit’ des Begriffs (Kap. 3), die Jahre 1650–1675 als die ‘Zeit des Durchbruchs’, nicht zuletzt in «der neuen experimentellen Naturwissenschaft» (Kap. 4). Die nächsten 25 Jahre bedeuten, mit Johann Christoph Sturm (1683–ca. 1703), die ‘Blütezeit’ eklektischer Philosophie (Kap. 5). Das 18. Jahrhundert brachte den Umschwung (Kap. 6): die Konjunktur zum Modewort sowie Entleerung und Auflösung des Begriffs ins Gegenteil. Im deutschen Raum spielte Christian Wolff (1679–1754) diesbezüglich eine Schlüsselrolle. Das letzte Kapitel macht auf die Nachblüte des Begriffes aufmerksam: im 19. Jh. in der Architektur (Frankreich) und Medizin (Frankreich, USA), im 20. Jh. in der amerikanischen Psychotherapie. Abschliessend fasst Albrecht seine ‘Ergebnisse’ zusammen: «Vielleicht muss die Philosophie die Idee der Eklektik, wie so vieles andere, den Naturwissenschaften oder anderen begrenzenden oder ‘technischen’ Disziplinen, die verbindliche Auswahlkriterien möglich machen, überlassen; vielleicht sollte sie sich aber um ihrer selbst willen weigern, dies zu tun.» Ein 70seitiges Literaturverzeichnis, Personen-, Sach- und Stichwortregister beschliessen das Buch, das Philosophiegeschichte (auf eher unkonventionelle Weise) von der Entwicklung eines Begriffes her aufrollt. Ich habe es mit Interesse und Gewinn gelesen!

Beat Glaus

Cordes, Peter: **Iatros. Das Bild des Arztes in der griechischen Literatur von Homer bis Aristoteles.** Stuttgart, Steiner, 1994. 208 S. (Palingenesia, 39). DM/SFr. 78.–. ISBN 3-515-06191-6.

Der Autor unternimmt in seiner Studie, die aus einer von C. W. Müller betreuten Saarbrücker Dissertation hervorgegangen ist, den interessanten Versuch, die Stellung des Arztes im griechischen Denken von der archaischen bis zur hellenistischen Zeit zu beleuchten. Philologisch-literaturwissenschaftliche Fragestellungen werden durch medizinhistorisches Problembewusstsein ergänzt und in den grösseren Rahmen des kulturhistorischen und philosophiegeschichtlichen Diskurses (Techne-Diskussion; Problematisierung des Techne-Denkens am Beispiel der Medizin) eingeordnet. Der Autor packt seine Untersuchung gattungsorientiert an (Epos: Homer und Hesiod; Lyrik; attisches Drama; Geschichtsschreibung; Corpus Hippocraticum; Philosophie: Pla-

ton und Aristoteles), wobei die Abfolge der Gattungen zugleich die Chronologie der besprochenen Texte widerspiegelt.

Insgesamt gelingt es Cordes überzeugend, in diesem Durchgang durch die griechische Literatur zunächst werkimmanent das Bild des Arztes bei den verschiedenen Autoren und in den verschiedenen Gattungen herauszuarbeiten, diese Ergebnisse für die literarische Interpretation des jeweiligen Textes nutzbar zu machen (welche *Funktion* hat die Konzeption des Arztes im Text?) und sie schliesslich systematisch in den geistesgeschichtlichen Rahmen einzuordnen.

Bernhard Zimmermann

Gebhardt, Rainer: **Einblicke in die Coss von Adam Ries**. Eine Auswahl aus dem Original mit aktuellen Anmerkungen und Kommentaren. Zürich, vdf Hochschulverlag, 1994. 201 S. Ill. (Einblicke in die Wissenschaft). Fr. 24.–. ISBN 3-7281-2145-2.

Adam Ries war im 16. Jh. Rechenlehrer im deutschsprachigen Gebiet, seine Bücher erlebten ungezählte Auflagen und Reprints. Ries befasste sich auch mit der aufkommenden Algebra, Coss genannt, wozu er ein etwa 500 Seiten umfassendes, schwer leserliches Manuskript hinterliess, das neulich in Faksimile veröffentlicht wurde. R. Gebhardt vermittelt Einblicke in diese Coss, indem ausgewählte Abschnitte auf der rechten Buchseite in Faksimile wiedergegeben sind, auf der linken Buchseite in Transkription. Hierdurch erhalten wir Einblick in die bisher zu wenig beachtete geniale Begabung von Ries. Seine Ausführungen beginnen mit dem elementaren Rechnen und führen bis zur Lösung algebraischer Gleichungen höheren Grades. Beigefügt ist die Geschichte der Coss, deren Bedeutung und eine Aufzählung der Rechenbücher von Ries.

Johann Jakob Burckhardt

Stille, Günther: **Der Weg der Arznei von der Materia Medica zur Pharmakologie. Der Weg von Arzneimittelforschung und Arzneitherapie**. Mit Beiträgen von M. H. Bickel und H. Göing. Karlsruhe, Braun, 1994. 510 S. DM 39.60. ISBN 3-7650-1717-5.

Alors que l'apothicaire du passé se souciait peu du mode d'action des drogues, tout occupé qu'il était par la préparation des produits pharmaceutiques et la confection des formes galéniques, il en va bien autrement aujourd'hui puisque depuis quelques décades l'étude des mécanismes pharmacologiques figure au premier des réflexions et des tâches des pharmaciens, qu'ils exercent en officine, à l'hôpital ou encore dans l'industrie. L'histoire de la pharmacie, jusqu'ici avant tout attachée à décrire la pratique pharmaceutique du passé et l'environnement culturel et social du médicament, doit tenir compte de ce changement d'orientation et l'ouvrage de Günther Stille vient à point pour combler notre besoin de connaissances.

Écrit par un pharmacologue doté d'une culture historique si profonde qu'elle en paraît ahurissante, ce livre se propose donc d'exposer quelles étaient les conceptions des médecins à l'égard du mode d'action des médicaments, ceci de l'Antiquité jusqu'à aujourd'hui. Il relève ainsi clairement de l'histoire des idées. Du reste, Stille ne manque pas de placer les auteurs qu'il étudie et présente dans le mouvement intellectuel de leur temps.

En recourant toujours aux sources, aux textes mêmes, qu'il cite par ailleurs abondamment, l'auteur traite de la phytothérapie à travers les siècles, des théories de Paracelse sur les médicaments, des doctrines thérapeutiques du XVIII^e siècle, et en particulier de l'apparition de l'homéopathie avec Samuel Hahnemann, enfin de la naissance et de l'essor de la pharmacologie comme science à partir du milieu du XIX^e siècle. Dans cette dernière partie qui constitue en quelque sorte le noyau du livre, Günther Stille donne toute la mesure de son savoir. Il présente d'abord, rare incursion dans le domaine non-allemand, les idées de François Magendie et de Claude Bernard, avant de passer aux travaux et aux recherches des pharmacologues allemands de la fin du XIX^e siècle et du début du XX^e siècle, pour terminer en décrivant de quelle manière et par qui la théorie des récepteurs fut découverte. A cette histoire des sciences, Stille a ajouté une histoire de l'emploi de certains médicaments, complétée par un chapitre écrit par Marcel Bickel consacré aux produits antibactériens et un autre de Helmut Göing qui s'attache au développement des vaccins.

A la fois encyclopédique et théorique, mais toujours vivante, cette véritable somme fera sans nul doute date dans le domaine de l'histoire de la pharmacie et de la médecine.

François Ledermann

Parthier, Benno: **Die Leopoldina**. Bestand und Wandel der ältesten deutschen Akademie. Festschrift ... zum 300. Jahrestag der Gründung der heutigen Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1994. Halle/S., Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, 1994. 136 S. Ill. DM 36.-. ISBN 3-928466-05-4.

Die Hallesche Fridericiana ist 1694 gegründet, 1817 mit der Wittenbergschen Friedrichs-Universität vereinigt und 1933 auf den Namen Martin Luthers getauft worden. Ihr zu Ehren veröffentlicht der Präsident der Deutschen Akademie der Naturforscher diese mit 46 Abbildungen (darunter auch die der 24 Präsidenten der Leopoldina) illustrierte Festschrift. Sie bezeugt die enge Beziehung (oft Personalunion) von Universität und Akademie. Diese besteht seit 1652: vier Schweinfurter Stadtärzte – «numquam otiosi» – hatten sich zur Vertiefung der Gelehrsamkeit verbunden. Zehn Jahre später sind die Statuten (leges) erlassen, ab 1670 die «Ephemeriden» (Vorläufer der «Nova Acta Leopoldina») periodisch herausgegeben worden; ab 1687 erfolgte die Ausstattung mit Privilegien und Freiheiten erst durch Kaiser Leopold I., dann durch Karl VII. Bis sich die «Sacri Romani Imperii Academia Leopoldino-Carolina Naturae Curiosorum» 1878 dauerhaft in Halle niederliess, hat sie vor allem örtlichen, dann aber zunehmend auch politischen Wechselfällen standhalten müssen – eine Entwicklung, die sich in der nunmehr schlichten Bezeichnung «Deutsche Akademie der Naturforscher» widerspiegelt. Eine «Akademie deutscher Naturforscher» zu sein, hat sie grundsätzlich abgelehnt – ihre Mitglieder sind zwar nicht stets nach streng wissenschaftlichen Kriterien, aber jedenfalls möglichst nicht nach nationalen ausgewählt worden. Albrecht von Haller zählte dazu, Spallanzani, aber auch Alexander von Humboldt und Goethe (mit dem Beinamen Arion IV.), und schon 1789 die erste Frau: Fürstin Katharina Romanowna von Daschkow, Präsidentin der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlangten russische Kontakte wesentlich grössere Bedeutung im Zusammenhang mit der Wiederer-

langung der ausgelagerten Archivalien und Bücherbestände, wie denn überhaupt die Kriegs- und Nachkriegsjahre bis zur «Wende» den Akademiepräsidenten ein Übermass an Anpassung und Widerstand abverlangten. Der Basler Physiologe Emil Abderhalden (1877–1950), der 1946 an die Universität Zürich übersiedelte, hat die Nazi-Zeit zu bestehen versucht, der Biochemiker Kurt Mothes (Präsident von 1954–1974) und der Physiker Heinz Bethge (Präsident von 1974–1990) haben in der DDR die Hauptlast getragen. Hilfreich wären Kurzbiographien der Akademiepräsidenten, auf die die Festschrift stark ausgerichtet ist.

Verena Stadler-Labhart

Pfeiffer, Wolfgang M.: **Transkulturelle Psychiatrie**. Ergebnisse und Probleme. 2., neu bearb. und erw. Aufl. Stuttgart, Thieme, 1994. XII, 252 S. Ill. (Sammlung psychiatrischer und neurolog. Einzeldarstellungen). DM/SFr. 124.–. ISBN 3-13-158202-2.

Es handelt sich um die Neuauflage eines vor 23 Jahren erschienenen Standardwerks. Der Verfasser hat ausgiebig die neuere Literatur eingearbeitet und sich auch mit der Definition des Forschungsgebiets befasst. Soll es Ethnopsychiatrie heissen oder vergleichende Psychiatrie? Pfeiffer hat sich für transkulturelle Psychiatrie entschieden. Für den Medizinhistoriker sind die Abschnitte über die Pioniere und Vorläufer von hohem Interesse. Schon im 19. Jahrhundert gab es Feldstudien in Java und die Kraepelinschen Arbeiten zu diesem Thema werden ausgiebig erwähnt. Im übrigen stützt sich Pfeiffer, was den heutigen Wissensstand betrifft, vor allem auf die ausgedehnte Studie der WHO, die es erlaubt, Vergleiche zwischen den Kontinenten und Nationalitäten hinsichtlich Art und Häufigkeit der psychischen Störungen zu ziehen. Eigene Beobachtungen werden eingeflochten und immer wieder durch Fallbeschreibungen erläutert.

Breit angelegt sind die Kapitel zum Problem der Ausnahmezustände, der «Besessenheit», der Ekstase und der Meditation. Schliesslich bespricht der Verfasser die Methoden der traditionellen Heilkunde. Etwas erstaunt ist der Leser über die eingestreuten Photos von Eingeborenen mit psychotischen Störungen. Es muss gefragt werden, ob sie wesentlich zum Verständnis der transkulturellen Psychiatrie beitragen, sind doch die Aufnahmen von Patienten aus den psychiatrischen Lehrbüchern seit Jahren verschwunden, da das Bild eben nicht den Geisteszustand widerspiegelt.

Das ganze Werk imponiert durch die Fülle von gut dokumentiertem Material, die souveräne Art der Interpretation und die Reichhaltigkeit der zitierten Literatur. Die Neuauflage hat sich sicher gelohnt.

Christian Müller

Jahn, Ellen: **Die Cholera in Medizin und Pharmazie im Zeitalter des Hygienikers Max von Pettenkofer**. Stuttgart, Steiner, 1994. 222 S. Ill. (Boethius, 33). DM/SFr. 74.–. ISBN 3-515-06532-6.

Vor dem Hintergrund der Cholera-theorien des 19. Jahrhunderts stellt die vorliegende Arbeit die damaligen medikamentösen, diätetischen und prophylaktischen Methoden und Massnahmen der Seuchenbekämpfung dar und zeigt deren Entwicklung bis zur beginnenden Chemotherapie am Anfang des 20. Jahrhunderts auf.

Hauptziel der Untersuchung ist es, Pettenkofers unermüdliche Bemühungen um Wahrheitsfindung und sein systematisches Vorgehen im Rahmen des allgemeinen wissenschaftlichen Umbruchs seiner Zeit, unter Auswertung bislang unbeachteter Archivalien, zu interpretieren.

Die inhaltsreiche Schrift enthält u.a. folgende Kapitel: «Zum allgemeinen Wissensstand über die Cholera im 19. Jahrhundert», «Pettenkofers Choleralehre neu betrachtet», «Cholera-theorien im wissenschaftlichen Umfeld», «Das Wirken des Naturwissenschaftlers Pettenkofer im Spiegel seiner Korrespondenz», «Die Therapie der Cholera im 19. Jahrhundert» und «Prophylaxe der Cholera».

Wichtig erscheint Pettenkofers Darstellung im Spiegel seiner Korrespondenz, die seine Vielseitigkeit als Hygieniker, Epidemiologe, Chemiker und Techniker durch Briefe mit Wissenschaftlern unterschiedlichster Fachgebiete bestätigt und durch Details erweitert.

Aufstellungen des Pettenkoferschen Nachlasses an Briefen und sonstigen Sammelstücken in München, Berlin, in der übrigen BRD, in der Schweiz, in Österreich und in England vermitteln qualitative und quantitative Einsichten und zeigen das sorgfältige Quellenstudium der Autorin in in- und ausländischen Bibliotheken und Archiven.

Obgleich der Grossteil der Korrespondenz Pettenkofers bereits in der Bayerischen Staatsbibliothek als «Pettenkoferiana» erfasst ist, konnte die Autorin in Archiven ausserhalb von München noch über 200 Briefe ausfindig machen.

Aus der Senckenbergischen Bibliothek in Frankfurt a.M. stammen zwei bisher unveröffentlichte, aufschlussreiche Manuskripte des Hamburger Klinikarztes F. C. A. Siemssen (1806–1835). Sie schildern Wissensstand und erste Erfahrungen mit der Behandlung Cholerakranker während der Epidemie 1831.

Im letzten Teil der Arbeit findet sich eine nützliche Bibliographie der Choleraliteratur in ausgewählten Zeitabschnitten, die einen Überblick über die Publikationsflut zum Thema der Seuchenbekämpfung zu Beginn und am Ende des 19. Jahrhunderts gibt.

Die material- und detailreiche Untersuchung stellt für die Medizin- und Pharmaziegeschichte, und damit für die Geschichte der Hygiene und Wissenschaftsgeschichte, eine wesentliche Bereicherung dar.

Gottfried Schramm

Bourbaki, Nicolas: **Elements of the history of mathematics**. Transl. from the French by John Meldrum. Berlin [etc.], Springer, 1994. VIII, 301 p. DM/SFr. 78.–. ISBN 3-540-19376-6.

Seit Felix Klein und in zunehmendem Masse seit David Hilbert erfuh die Mathematik eine immer weitgehendere Axiomatisierung. Seit 1939 erschienen über 40 Bände der «Eléments de Mathématique» des Autorenkollektivs mit dem Pseudonym «Nicolas Bourbaki». Gerade dieses epochale Werk, das noch nicht abgeschlossen ist, hatte wesentlich zur Gestaltung einer modernen Mathematik beigetragen, die die Sätze und Modelle einer Theorie ausgehend von möglichst abstrakten Strukturen herzuleiten versucht. Durch diese Bestrebungen hat der intuitive Zugang zur Mathematik sehr gelitten. Dem Mathematikstudent, der sozusagen nur noch hochabstrakte Theorien vorgesetzt bekommt, fehlt oft das Verständnis für diese Konstrukte. Ein

Blick in die Geschichte der Mathematik kann manches wieder gutmachen. Der vorliegende Band bildet eine Zusammenstellung der historischen Bemerkungen aus den *Eléments* und liegt nun erstmals in englischer Übersetzung vor. Problemorientiert wird die Entwicklung verschiedener Zweige der Mathematik aufgezeigt, wobei das Schwergewicht bei einigen Subdisziplinen der Logik und Mengenlehre, der Algebra, der Elementargeometrie, der Zahlentheorie und der Masstheorie liegt. Hingegen werden die Differentialgeometrie, die algebraische Geometrie und auch verschiedene Gebiete der Analysis wie die Variationsrechnung oder die Theorie der Differentialgleichungen nur gestreift oder kaum berührt. Das liegt daran, dass die entsprechenden Bände der *Eléments* noch nicht erschienen sind. Voraussetzung für das Verstehen des Dargebotenen ist eine solide mathematische Grundausbildung, wie sie ein Physik- oder Mathematikstudent nach den propädeutischen Examina mitbringt. Allgemeinverständlicher und auch mit Gewinn zu lesen sind die Kapitel über die Entwicklung der Algebra und über die Infinitesimalrechnung. Alles in allem kann diese Publikation viel zum Verständnis der modernen Mathematik beitragen.

Urs Leo Gantenbein

Wolfschmidt, Gudrun (Hrsg.): **Nicolaus Copernicus (1473–1543). Revolutionär wider Willen.** (Begleitbuch zur Copernicus-Ausstellung Berlin 1994). Stuttgart, Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 1994. 350 S. Ill. DM 39.80. ISBN 3-928186-16-7.

Copernicus ist sozusagen 'ein sprechendes Beispiel dafür, dass die Sieger die Geschichte schreiben'! Wer, ausser Fachleuten, weiss denn noch, dass seine Weltbildrevolution erst im Zuge der Aufklärung oder gar der Moderne populäres Allgemeingut wurde?! Dieses 'Drama' hat Gudrun Wolfschmidt, Assistentin des Forschungsinstituts für Technik- und Wissenschaftsgeschichte am Deutschen Museum München, für die Ausstellung im Berliner Zeiss-Grossplanetarium, ansprechend und vorzüglich konzipiert zu Buch gebracht. Anlass bot das Erscheinen von «*De revolutione orbium coelestium*» in Copernicus' Todesjahr 1543. Nur gut 60 (von insgesamt 350) Seiten bilden den eigentlichen «Katalog zur Ausstellung» – der sich retrospektiv stellenweise etwas 'kryptisch' liest, da die Objekte nolens volens fehlen. Auf 250 Seiten (der Rest ist Bibliographie und Register) breiten «kompetente Autoren» in «interessanter und verständlicher Form den heutigen Wissensstand über Copernicus» aus; dem Zitat, das dem Rückentext der Broschur entstammt, ist weitgehend beizupflichten! Jürg Teichmann leitet die Texte unter dem Motto «Mythos und Moderne» ein. Kapitel I zeichnet den «Weg zum modernen Weltbild» und fasst vorwegnehmend zusammen, was die folgenden vertiefen (G. Wolfschmidt). Kapitel II handelt von Ptolemaios (L. C. Taub, Chicago) und von mittelalterlichen 'Wurzeln' (M. H. Nobis, München). 6 Autoren würdigen Copernicus selber (Kap. III): so Menso Folkerts (München) den Trigonometriker, Andreas Kühne stellt Konzept und Vorgeschichten der Münchner Copernicus-Ausgabe vor, und Günther Meinhardt berichtet Interessantes vom 'Währungspolitiker'. 7 Beiträge beschäftigen sich mit der Wirkungsgeschichte, beginnend bei Giordano Bruno, über Kepler, die «Jesuitenastronomie» (E. Knobloch, Berlin) und Newton, bis zur Gegenwart.

Beat Glaus

Horstmanshoff, H. F. J. (ed.): **Pijn en balsem, troost en smart**. Pijnbeleving en pijnbestrijding in den oudheid. Rotterdam, Erasmus, 1994. 240 p. Ill. (Nieuwe Nederlandse Bijdragen tot de Geschiedenis der Geneeskunde en der Natuurwetenschappen, 47; Pantaleon Reeks, 13). Hfl. 89.50. ISBN 90-5235-042-6.

Die Medizinhistoriker sind sich bewusst, enge Beziehungen mit anderen Disziplinen unterhalten zu müssen und zu pflegen. Besonders wichtig ist das für das Studium des klassischen Altertums, nicht nur der Sprache wegen, sondern auch weil die Klassiker neue Einsichten in das Denken und Handeln der Mediziner und Kranken im Altertum vermitteln können. Sie wissen Bescheid über die kulturellen und gesellschaftlichen Erscheinungen im Altertum, die den sozialen Status der medizinischen Praktiker bestimmten. Das stellt sich wohl heraus in diesem Buch, das «Schmerz und Balsam, Trost und Kummer» als Thema hat. Unter den Autoren, zum grösseren Teil Klassiker, sind zwei Mediziner.

Wir treffen alte und neue Themen in diesen vierzehn Aufsätzen: Epidaurus, die «Pest» bei Thukydides neben Trost-Dekreten und Psychosomatik in Mesopotamien. Wichtig ist auch die Benutzung und der Missbrauch von Heilmitteln während der Römischen Kaiserzeit. Und was sagt die Stoa über Schmerz und Krankheit?

Die Schlussbetrachtung von L. J. Menges (Mediziner) gibt einen guten Überblick über das Thema, wie es von den verschiedenen Autoren behandelt worden ist. Sein Aufsatz heisst auch: «Zurückschauen in Wiedererkennung». Der Schmerz in historischer Perspektive ruft die Frage auf, ob in der modernen Gesellschaft im Westen die Empfindlichkeit für Schmerz zugenommen habe. Menges ist der Meinung, dass die Empfindlichkeit genau dieselbe war wie heute, so wie das im Beitrag über Aristides' Klagen von H. F. J. Horstmanshoff beschrieben ist. Heute, so sagt Menges, gibt es beim modernen Menschen im Westen dagegen eine verminderte psychische Leistungsfähigkeit, Schmerz zu ertragen.

Menges vergleicht auch die kulturellen Aspekte des Schmerzes. Auch das stellt sich heraus in den verschiedenen Aufsätzen, zum Beispiel in der Arabischen Kultur der frühen Jahrhunderte, wie das von Remke Kruk beschrieben worden ist. Heute gibt es viele verschiedene ethnische Gruppen in Europa, die auch in die Gesundheitspflege miteinbezogen sind. Der Unterschied im Schmerz-Erleben ist gross und soll auch von den Medizinerinnen anerkannt werden.

Trost und Balsam sind auch heute anders als im klassischen Altertum, so wie H. J. Pleket dies in den Trostdekreten beschreibt. Wir denken an Philip Ariès, *Images de l'homme devant la mort*, wenn er beschreibt, wie der Tod im Westen fast anonym geworden ist. Deshalb versuchen wir «Trost» und «Balsam» in eine professionalisierte Hilfe zu integrieren, damit eine wachsende Zahl von Menschen Teilnahme erfährt in der Trauer.

Das Buch zeigt, wie wichtig eine gute Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Disziplinen über ein besonderes Thema sein kann.

Antonie M. Luyendijk-Elshout